

TEXTE

Preis für junge Literatur

über KOPF HÄHNCHEN

Die zwanzig besten Texte
Herausgegeben von Christoph Braendle

17





TEXTE

Preis für junge Literatur

**HALS
KOPF** über

DIE 20 BESTEN TEXTE

2017

Herausgegeben von Christoph Braendle

Inhaltsverzeichnis

Grußwort CORNELIUS OBONYA	9
Zum Geleit STADTSCHULRAT HEINRICH HIMMER	10
Vorwort CHRISTOPH BRAENDLE	12
TEXTE NACH PLATZIERUNG	
Neuland JULIA LÜCKL	15
gerade nicht normal PAULINE TAGWERKER	18
Zugesagt VERONIKA HANTSCHL	20
Ausgangslos BEA SCHMIEDL	22
Rosa Wunder (gibt es nicht) ANTONIA HOTTER	24
Oben und unten HELENE KRATKY	27
Drei FLORA GREIGER	29
Das unendliche Meer ihrer Gedanken LEA DALFEN	30
Windstill NORA HOFMANN	33
Vom Leben gerädert. GEORG MASKE	35
Verunglückt SLAVICA RAJIC	37
Robert fliegt weiter JONATHAN OTTE	40
Würfelspiel STEFANIE HAUSER	43
Die Tänzer OTTO MARKS	46
Blinde Wut ELSA KÜHNEL	53
Die Ernte PIA FEIEL	55
Turmspringen PIA OBERBUCHER	58
Verlaufen HELENE RAUCH	60
Damals wie heute CHRISLANE BARROS DA SILVA	63
„Der leise Drang nach Sturm“ OLGA YURKEVICH	65
Kooperierende Schulen 2017	72
Danksagung	76

IMPRESSUM

Hals über Kopf. Die 20 besten Texte.

Herausgegeben von Christoph Braendle.

Umschlaggestaltung und Satz: zwo / www.buerozwo.at

Druck im Auftrag der SOKO Lesen im Stadtschulrat für Wien.

© 2018 Verein Literarische Bühnen Wien.

Gefördert vom Stadtschulrat für Wien.



Grußwort

Als Präsident des Vereins „Literarische Bühnen Wien“ möchte ich Sie herzlich begrüßen. Der von dieser Trägerorganisation ausgelobte Preis **Texte. Preis für junge Literatur** möchte anregen und keinen jungen Menschen im Regen stehen lassen, der sich für Literatur und Sprache interessiert. Er möchte erkunden und neue Kundschaft für die Sprache begeistern. Er möchte einladen und einen großen Bauchladen anbieten, allen, die aus den wunderbaren Angeboten der Literatur und der Sprache freien Herzens und nach Lust und Laune wählen möchten.

Der Gründer und Intendant des Preises, Christoph Braendle, steht als Schriftsteller mit der ganzen Kraft seines Könnens hinter der Idee, besonders jungen Menschen einen Bereich zu eröffnen, der für sie sehr wichtig ist. Den Bereich der Kreativität über und durch Sprache, unsere ureigenste Ausdrucksform. Wenn wir als Kinder die ersten Worte finden und sie zu sprechen lernen, dann haben wir den ersten Schritt bereits getan. Den ersten Schritt in eine neue Welt des Begreifens, des Denkens und des Ausdrucks. Von da an bedarf es aber der kontinuierlichen Förderung dieser Gabe, die jedes Menschenkind da so ohne Weiteres bekommen hat. An uns erwachsenen Menschen liegt es ab diesem Zeitpunkt, Kindern den Umgang mit Sprache und damit mit den Gedanken an sich zu ermöglichen. Und im besten Falle entsteht dann etwas, was für uns doch das Wichtigste ist – die Möglichkeit, alles, was gedacht sein kann, auch zu denken und anderen mitteilen zu können. Also Kommunikation.

Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, jungen Menschen eine professionelle Begleitung auf diesem Weg anzubieten. Jugendliche haben unendlich viel Fantasie und sollten nach ihrer Kindheit Anregung erfahren, die Pfade in die eigene Gedankenwelt weiter auszutreten, keine Scheu zu haben, diese innere Welt auch anderen mitzuteilen. Denn so entsteht Literatur. Seien Sie eingeladen zu erkunden, zu erfahren. Seien Sie angeregt.

CORNELIUS OBONYA
WIEN, IM JÄNNER 2018

Zum Geleit

Der Stadtschulrat für Wien freut sich über alle Aktivitäten, durch die Talente nachhaltig gefördert werden – so wie das bei **Texte. Preis für junge Literatur** der Fall ist!

Gerne setze ich hiermit die Dokumentationsreihe mit literarischen Talentproben von Schülerinnen und Schülern fort. Die Zahl der mitwirkenden Schulen ist wieder deutlich gestiegen im Vergleich zum Vorjahr. Bemerkenswert ist das Echo im deutschsprachigen Ausland – die Zahl der Teilnehmer/innen aus der Bundesrepublik Deutschland ist ganz kräftig gestiegen. Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass viele Schülerinnen und Schüler noch im Abschlussjahr ihrer AHS/BHS-Laufbahn an dem Wettbewerb teilnehmen und dann schon Studierende an diversen Universitäten sind, wenn es ins Finale geht. Bemerkenswert ist auch, dass immer mehr BMHS-Schülerinnen und -Schüler an dem Wettbewerb teilnehmen und ganz ausgezeichnet dabei abschneiden.

Man muss diesen künstlerischen Wettbewerb nun schon als einen festen Bestandteil des Wiener Schulwesens betrachten – und diesmal hat auch eine Schülerin einer Wiener Schule den ersten Preis gewonnen, was uns natürlich sehr freut.

Herzliche Gratulation Julia Lüchl!

Ich danke besonders dem Initiator und Leiter Christoph Braendle für seinen nimmermüden Einsatz, der ja weit über Organisatorisches hinausgeht – seine Workshops mit den jungen Talenten sind geradezu legendär – und die jungen Leute reisen sogar aus Deutschland dafür an.

Es ist uns eine Freude, mit dem Burgtheater und dem Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek zusammenarbeiten zu können. Der Stadtschulrat für Wien unterstützt diesen Wettbewerb durch die Bekanntmachung an allen Schulen und die Drucklegung der besten Beiträge. Die Veröffentlichung dieser Arbeiten soll ein Ansporn für viele Schülerinnen und Schüler sein, ihre literarischen Talente zu erkunden und zu erproben. Ich halte den Schreibwettbewerb für eine notwendige Ergänzung zu den deutlich pragmatisch ausgerichteten

Schreibvorgaben für die Matura. Wir fördern die Lesefähigkeiten unserer Schülerinnen und Schüler. Aber: Lesen und Schreiben stehen in einem engen Zusammenhang, das Vorbild so ausgezeichnete literarischer Leistungen, wie sie hier vorgestellt werden, möge dazu dienen, dass die Beschäftigung mit Sprache in all ihren Erscheinungsformen als ein höchst lohnendes Ziel gesehen wird, wobei der Weg dahin allein schon das Ziel sein kann.

Ich gratuliere den jungen Literaturschaffenden sehr herzlich zu ihren beeindruckenden Leistungen und hoffe, dass es im nächsten Durchgang noch mehr Schülerinnen und Schüler sein werden, die sich auf das Wagnis und die Freude einlassen, sich literarisch zu erproben.

HEINRICH HIMMER

AMTSFÜHRENDER PRÄSIDENT
DES STADTSCHULRATES FÜR WIEN
WIEN, IM JÄNNER 2018

Vorwort

Absolut beglückend ist es, Jahr für Jahr Begabungen und Talente zu entdecken, zu fördern und sie über eine schöne Weile hinweg zu begleiten. Vom „Verein Literarische Bühnen Wien“ produziert und veranstaltet, hat der vom mir geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren auch heuer wieder gezeigt, wie notwendig und wie beliebt dieses Forum ist und wieso es im Laufe kurzer Zeit internationalen Status erreichen konnte.

Die Arbeit an der deutschen Sprache in ihrer schriftlichen Form ist eine unbestrittene Voraussetzung für eine aufgeklärte, demokratische Gesellschaft. Sprachmächtigkeit zu pflegen und den jungen Leuten eine Plattform zu bieten, auf der sie sich austauschen und weiterentwickeln und ihre zum Teil erstaunlichen Fähigkeiten präsentieren können, macht **Texte. Preis für junge Literatur** zu einem unverzichtbaren Projekt.

Wieder haben uns namhafte Künstlerinnen und Künstler unterstützt, die bei einer Reihe von öffentlichen Veranstaltungen auftraten und die 30 fürs Finale Nominierten über einen Monat hinweg in Workshops begleiteten, wo die jungen Leute Einblick in die Arbeitswelt der Schriftstellerei erhielten und ihre Arbeiten besprochen wurden.

Das Finale im ausverkauften Kasino des Burgtheaters war für alle Beteiligten ein hocheifreuliches Erlebnis, in dessen Verlauf die Preisträgerinnen und Preisträger mit ihren Texten und die Schauspieler Alexandra Henkel, Petra Morzé, Daniel Jesch und Dietmar König mit ihrer Sprachkunst das Publikum verzauberten.

Unser Dank gilt allen – den Förderern, Sponsoren und Mitwirkenden – und verbindet sich mit dem Versprechen, auf dem Weg der Sprachermächtigung für junge Leute weiterzugehen.

Die Broschüre, die Sie jetzt in Ihren Händen halten, versammelt die Arbeiten der zwanzig Erstplatzierten – im Zusammenhang mit Lite-

ratur sollte man vielleicht nicht von den besten, sondern von den erfolgreichsten Einreichungen reden: alle Vor- und Haupttrudentexte können auf www.texte.wien nachgelesen werden.

Den ersten Preis gewann Julia Lückl mit „Neuland“ vor Pauline Tagwerker mit „gerade nicht normal“ und Veronika Hantschel mit „Zugesagt“. Sie werden bei der Lektüre vielleicht von der hohen Qualität dieser Werke überrascht sein. Denn immerhin handelt es sich bei den Autorinnen und Autoren nicht um Berufsliteraten und nicht um Erwachsene, sondern um junge Leute, die noch zur Schule gehen und von denen man erwarten dürfte, dass sie schreibend allenfalls Gehversuche unternehmen. Das ist, wie die Resultate zeigen, nicht der Fall. Vielmehr zeigen sich hier eine Könnerschaft und eine Sicherheit im Ausdruck, die zu erstaunen vermögen. Schon in der Vorrunde war das Niveau hoch, in der Hauptrunde und bei den fürs Finale Nominierten ist es zum Teil spektakulär.

Vielleicht wird die eine und der andere später den Beruf des Schriftstellers wählen, vielleicht wird das Leben ganz andere Wege nehmen. Es spielt keine Rolle. Entscheidend ist, dass Talente wahrgenommen und respektiert werden und dass ihnen die Möglichkeit geboten wird, sich zu entfalten. Erfreulich ist auch, dass eine schöne Anzahl dieser jungen Leute bereit ist, ihre Fähigkeiten mit jenen Jugendlichen zu teilen, die vielleicht von den Lebensumständen weniger begünstigt wurden: Erfolgreiche Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Wettbewerb werden zu Workshopleitern ausgebildet und treffen nun im Rahmen eines Pilotprojektes auf Schülerinnen und Schüler der NMS 16 Koppstraße/II, um sie, die mit der deutschen Sprache Schwierigkeiten haben, auf nicht hierarchische Art bei der Verbesserung ihrer Fähigkeiten zu unterstützen.

CHRISTOPH BRAENDLE

SCHRIFTSTELLER UND INTENDANT
TEXTE. PREIS FÜR JUNGE LITERATUR

Neuland

JULIA LÜCKL

WIEDNER GYMNASIUM/SIR KARL POPPER SCHULE, WIEN

Gewinnerin des Wettbewerbs 2017

Ich bin hier jetzt alleine. Die anderen sind schon weg. Weggegangen. Aber er nicht. Ich auch nicht. Ich schaue zu ihm hinüber. Er sitzt dort. Er wartet. Ich auch.

Wir haben nicht miteinander gesprochen. Auch wenn ich ihn gerne gefragt hätte, wo sie ist. Die Grenze. Aber er sitzt dort auf seiner Seite und ich sitze hier auf meiner. Und die Grenze ist auch irgendwo hier. Irgendwo zwischen uns.

Er wartet immerzu auf seiner Seite. Anfangs noch mit seinem Gewehr in der Hand, jetzt ohne. Jetzt steht er einfach nur dort. Ich nicht. Ich stehe auf meiner Seite. Mit meinem Gewehr. Sonst ist da nicht viel, nur ich und er. Irgendwann hat er begonnen, näher zu kommen. Immer näher. Ich habe mich gefragt, wo die Grenze wirklich ist. Wie weit er noch gehen kann, bis er nicht mehr auf seiner, sondern schon auf meiner Seite ist. Aber wenn er näher kommt, kommt sie auch näher. Bis er stehen bleibt. Dann bleibt sie auch stehen. Er steht dann direkt hinter ihr. Er sieht mich an. Ich schaue weg.

Ich habe vergessen, wie es war, als wir noch keine Seiten hatten. Aber das macht nichts. Jetzt habe ich meine und er hat seine. Manchmal glaube ich, dass das nicht gerecht ist. Dann schaue ich hinüber und merke, dass seine Seite größer ist. Dass seine Seite eigentlich meine sein sollte. Nein, sage ich mir dann. Deine ist größer. Und auch wenn sie es nicht wäre, schöner ist sie auf jeden Fall. Dann will ich aufstehen und hinübergehen. Will mir seine Seite ansehen und sehen, dass meine größer ist. Aber ich traue mich dann doch nicht.

Ich denke viel. Ich frage mich, ob die Grenze immer da sein wird. Ich weiß nicht, ob wir merken, wenn sie es nicht mehr ist. Ob man es uns

sagen wird. Dass der, der dort auf der anderen Seite sitzt, wieder auf der gleichen Seite sitzt. Nicht mehr auf der anderen. Manchmal will ich dann aufstehen, einfach weggehen. Nicht mehr dort warten, sondern alles sein lassen und eben einfach gehen. Ich überlege dann, was aus meiner Seite wird, wenn ich gehe. Nicht mehr da bin. Was aus seiner Seite wird. Wir reden nicht darüber. Wir reden nie. Er steht dort. Ich denke viel.

Einmal ist er sie entlangspaziert. Ich weiß nicht, woher er wusste, wo sie ist. Aber er ist immer wieder hin und her gelaufen. Dabei immer näher gekommen. Ich habe das Gewehr genommen. Auf ihn gerichtet. Ich wollte schießen. Wirklich. Noch einen Schritt. Einen Schritt, dann ist er sicher auf meiner. Und dann – Peng. Aber da ist er stehen geblieben. Und er hat sich zu mir gedreht. Einen Schritt, habe ich gedacht, und dann Peng. Aber ich habe nicht geschossen. Wenn ich geschossen hätte, wäre ich dort alleine geblieben. Alleine auf meiner Seite. Was wäre dann mit der anderen Seite passiert?

Er war dann weg. Ist nicht mehr dort gesessen.

Ich habe gewartet. Er ist nicht gekommen. Ich bin nach vorne gegangen. Nicht weit. Ich habe nach der Grenze geschaut. Sie nicht gesehen. Aber sie war noch da. Es war ja noch seine Seite da.

Ich schlafe schlecht, seit er weg ist. Ich liege nur mehr wach da und denke an ihn, denke an seine Seite. Ich weiß nicht, was ich tun soll, will hinübergehen, meine Seite von drüben sehen, aber dann doch wieder nicht. Dann dreht sich alles in meinem Kopf und ich sage mir, dass er noch da ist, dass er noch dort drüben ist und dass das seine Seite ist und hier meine. Und dann will ich aufstehen und ihn suchen und finden und seine Seite wiederhaben, weil ohne seine Seite gibt es meine nicht. Dann gibt es auch die Grenze nicht und dann gibt es gar nichts mehr, nur weil er nicht da ist und das geht nicht. Sie ist noch da, versprochen, und er auch und mir ist schwindelig, einfach schwindelig, aber die Grenze ist noch da, sie muss es noch sein. Ich sehe ihn dann wieder, wie

er dasteht und ich denke - Peng, aber ich schieße nicht, weil er nicht da ist, ich nur an ihn denke, aber – Peng – es dreht sich nicht mehr.

Ich schlafe dann wieder ein.

Einmal bin ich aufgestanden. Das Gewehr habe ich liegen lassen und ich bin einfach losgelaufen. Ich habe nicht viel gedacht, so wie sonst, weil sonst dreht es sich wieder und weiter und das will ich nicht, wirklich nicht. Also bin ich los. Losgelaufen, ganz schnell, zu ihr. Es war dunkel und ich wusste, hier ist sie, ganz nah und ich bin gelaufen, blind, einfach los, aber ich habe sie nicht gesehen. Ich habe mir gesagt, dass sie da ist und dass ich weiß, wo sie ist, dass ich es sicher weiß und ich bin gelaufen. Einfach geradeaus. Du wirst es spüren, habe ich mir gesagt. Die andere Seite fühlt sich anders an. Jetzt, habe ich mir gedacht. Bei jedem Schritt. Jetzt. Aber ich bin nicht stehen geblieben.

Irgendwann habe ich mich umgedreht. Gesehen habe ich nichts. Zu dunkel. Ich habe mich dort hingestellt. Gewartet. Da war nur noch diese eine Seite und ich wusste nicht mehr, wo meine anfing. Wo seine aufhörte. Aber sie musste noch da sein, die Grenze. Sie war ja immer da.

Ich bin dort sitzen geblieben. Er ist nicht gekommen. Er kommt nicht mehr. Ich habe hinübergeschaut. Versucht, die Grenze noch irgendwo zu entdecken. Gefunden habe ich nichts. Gesucht auch nicht richtig. Nur dagesessen. Bis ich irgendwann aufgestanden bin und weitergegangen. Ich weiß nicht wohin, irgendwohin, immer geradeaus. Irgendwann kommt dann die nächste, ganz bestimmt.

gerade nicht normal

PAULINE TAGWERKER
UNIVERSITÄT INNSBRUCK

Uhr rennt, Zeit läuft. Tick tack.

Ich stehe in einem Raum. Ich stehe, stehe, stehe, stehe nicht normal. Umgedreht. Ich stehe verkehrt. Füße in der Luft, Hände auf dem Boden. Kopfüber. An der Wand lehnend. Warum an der Wand lehnend? Weil kopfüber Sehen anstrengend genug ist. Kopfüber Stehen ist zu viel. Zu viel des Guten. Deswegen lehne ich an der Wand.

Uhr rennt, Zeit läuft. Tick tack.

Fuß über Hals über Kopf stehen, heißt Fuß über Hals über Kopf denken. Heißt verkehrt denken, anders denken. Warum? Weil ich Füße statt Gesichter sehe. Sehe Schuhsohle statt Lächeln, Schnürsenkel statt Augenbrauen. Sehe alles verkehrt an und sehe selber verkehrt aus. Denn das bin ich ja. Verkehrt in einer 180° anders eingestellten Welt. Ich bin kopfüber an der Wand stehend. Bin gerade nicht normal.

Uhr rennt, Zeit läuft. Tick tack.

Meine Arme zittern. Mal leicht, mal fester, espenlaubähnlich. Die Kraft fehlt, fehlt, fehlt, fehlt langsam. Ich atme schneller, schneller hebt sich die Brust, senkt sich die Brust. Aber irgendwie ist der Atem nie da. Der Rücken schmerzt, ich sollte achtgeben, dass ich ihn gerade an der Wand anlehne, immer mache ich einen leichten Rundrücken. So muss er ja wehtun. Gedanken aus meinem Körper fließen mit Blut, viel Blut, in meinen Kopf, statt dass die Gedanken aus meinem Kopf mit Blut in meinen Körper fließen. Mein Gesicht ist krebsrot, der Schweiß tropft von meiner Nasenspitze auf den Boden.

Uhr rennt, Zeit läuft. Tick tack.

Leute kommen herein, andere gehen aus. Sie beachten mich kaum, gar nicht. Sind mit sich beschäftigt. Manche würdigen mich eines stirn-

gerunzelten Blickes, an der Decke entlanggehend. Sieht verkehrt aus. So wie ich mich fühle. Verkehrt in einer 180° anders eingestellten Welt. Ich kann die Leute nicht mehr konfrontieren, nicht mehr mit ihnen diskutieren. Aber ich werde ihnen so schnell auch nichts mehr abkaufen, weil sie lügen mir in den Fuß, nicht ins Gesicht. Füße bleiben unbeindruckt. Mein Gesicht ist am Boden, betrachtet andere Füße genau. Kann nicht sagen, ob sie gut sind, kann nicht sagen, ob sie schlecht sind. Weiche Ferse, harte Sohle? Harte Ferse, weiche Sohle? Ist nicht dasselbe wie harte Schale, weicher Kern. Still nachdenken und analysieren kann ich, nur nicht dauerhaft. Kann nicht immer verkehrt stehen. Ist begrenzt, begrenzt auf Zeit.

Uhr rennt, Zeit läuft. Tick tack.

Heute Morgen in der Tram. Der Gedanke kommt mit der nächsten Ladung Blut, produziert dreieinhalb Schweißtropfen. Heute Morgen in der Tram ist mir etwas aufgefallen. Tramfahren heißt Gesellschaft verstehen. Tramfahren heißt begreifen, dass man dem Sog der Gesellschaft nicht entgehen kann. Man kann gegen die Fahrtrichtung sitzen; wird trotzdem weiter mitgenommen. Man kann gegen die Fahrtrichtung laufen; wird trotzdem weiter mitgenommen. Weiter, weiter, weiter, weiter mitgenommen. Rebellieren heißt nur, den Menschen den Rücken zuzukehren, wie jetzt der Wand, aber trotzdem auf den Sog zu warten.

Uhr rennt, Zeit läuft. Tick tack.

Die Realität ist mir in den Kopf geflossen, ich halte mich zusätzlich am Boden fest. Hochmut und Stolz sind den anderen an der Decke zu Kopf gestiegen, dort bewahrt keiner Bodenkontakt. Was ist besser? Keine Antwort. Kann nur sagen, dass kopfüber Sehen und Stehen jetzt zu viel ist. Was zu viel? Zu viel Blut, zu viel Schweiß, zu viel Kraft, zu wenig Atem. Will zurück, zurück ins Leben, 180° richtig, nicht kopfüber, zurück auf den Boden der Tatsachen. Also stoße ich mich ab, weg von der Wand.

Zugesagt

VERONIKA HANTSCHL
HTL MÖDLING

Ich bin ein sehr aktiver Knabe,
Denn beinahe täglich habe
Ich etwas vor, ich treffe mich
Einmal mit ihm, mit ihr und sicherlich
Hab' ich auch dir schon einmal
Zugesagt
Hast du mir damals schon.
Doch heute hab' ich nichts davon.
Kurz vor Treffpunkt ruf ich an,
hoff, du erinnerst dich daran,
dass du für heute mir einst
Zugesagt
Das kann ja möglich sein,
Durchaus! Lädst du mich ein,
Sag ich in erster Linie nicht Nein,
Möcht' wirklich auch verfügbar sein,
Doch nicht verneint heißt nicht gleich
Zugesagt
Für mein Verständnis zweifellos
Und du beweist mir rigoros,
was ich von vornherein in mir gespürt,
dass aus dem Treffen heut nichts wird.
Du merkst dir nicht, wem du längst
Zugesagt
Die meisten fragen mich spontan,
Ob ich möchte, und ich kann
Ja immer, habe immer Zeit!
Nur leider denk' ich nicht so weit,
dass ich wem andern bereits
Zugesagt

Und wieder jammerst du mir vor.
Es klingelt noch in meinem Ohr,
Wie knapp die Zeit, weil du auch jetzt
Von einem Ort zum nächsten hetzt.
Hast heut schon wieder dreien
Zugesagt
Ganz unbedacht! Ich weiß
Nur nicht, wie ich dem Teufelskreis
Entrinnen und das ändern kann,
Erinnere mich nicht daran,
Dass dir das jemals
Zugesagt
Hast du bisher stets übereilt,
nicht nachgedacht und nicht verweilt
bei dem Gedanken, ob es geht,
ob nicht schon was im Planer steht,
und du vielleicht wo
Zugesagt
Mit dem Termin hab' ich versagt,
Darüber hast du dich schon mal beklagt
Und mir das auch sehr klar gesagt
Ich habe meinen Plan befragt
Und hiermit dir für morgen –

Ausgangslos

BEA SCHMIEDL
BORG OBERPULLENDORF

Im dunklen Keller meines Unterbewusstseins suche ich
vergebens nach dem Lichtschalter,

doch alles, was ich finden kann, ist ein zersprungener
Kompass, der mich daran hindert, den Ausgang zu erreichen.

Um die Spur zu finden, stehe ich nämlich zu sehr daneben
und auf der Suche nach dem Sinn,

der zugleich der Ausgang ist, verspäte ich mich zeitlos.

So sitze ich zwischen Stühlen und vergleiche mich mit dem
Ende der Welt.

Ich umarme haltlos und denke so lange, bis ich meine zu
verstehen.

Das Verstehen jedoch ist wie ein ewig wählender Blitz und
so komme ich abhanden,

bis ich mich mit dem Entbundenen wieder verbinde.

Plötzlich bin ich aus dem Keller verschwunden, und draußen
regnet es Gold,

doch alles, was ich sehen kann, ist der Riss im Beton.

Um mich zu fügen, passe ich nämlich nicht in alle Fugen.

Dann hänge ich wieder am Zusammenhang

und stürze Hals über Kopf in einen in seiner Dunkelheit
unendlichen See, gefüllt mit Erleuchtungen,

die mich allesamt blenden.

Ich denke: „Gestern war ich noch jung.“

Und so endet es wie immer mit verschütteten Weinflaschen
und einem aus Eile vergessenen Mantel.

Rosa Wunder (gibt es nicht)

ANTONIA HOTTER

WIEDNER GYMNASIUM/SIR KARL POPPER SCHULE, WIEN

74 Tote in Nassirija.

[Hier bei uns]

Sie sagt

sie seien nicht integrationsfähig

Sie sagt

Sie erkenne die Straßen nicht wieder

Sie sagt

Das Land sei ihr fremd geworden

Sie sagt

Sie fühle sich nicht mehr zu Hause

39 Tote in Istanbul.

Sie sagt

Sie habe Angst

Angst um die Sprache

Angst um die Jobs

Angst um die Sicherheit

129 Tote in Paris.

[Hier bei uns]

Ich sage auch

Ich erkenne die Straßen nicht wieder

Ich sage auch

Das Land ist mir fremd geworden

Ich sage auch

Ich fühle mich nicht mehr zu Hause

85 Tote in Nizza.

Ich sage auch

Ich habe Angst

Angst, vor den Menschen

Angst, vor ihren Ängsten

Angst, vor ihren Entscheidungen

Angst, dass sie diese Entscheidungen treffen:

Wut über Mut und

Hals über Kopf

9 Tote in London.

Sie sagt

Sie könne mit Menschen wie mir nicht reden

Ich sage auch

Ich kann mit Menschen wie ihr nicht reden

22 Tote in Manchester.

Wir beide

haben Angst

Wir beide

bauen weiter, gießen den Beton

38 Tote in Brüssel.

Sie sagt

Die Politik sei jetzt gefragt

Ich sage auch

Die Politik ist jetzt gefragt

5 Tote in Stockholm.

Sie zweifelt

An den Grenzen

Wer sie übertritt und wer das darf

Ich zweifle auch

An den Grenzen

Was sie bedeuten und warum wir sie brauchen

1 Toter in Hamburg.

Wir beide

haben Angst

Wir beide

bauen weiter, gießen den Beton

Wir beide

hören nicht auf, Mauer um Mauer zu bauen

anstatt uns endlich in die Augen zu schauen

12 Tote in Berlin.
Sie fängt an zu weinen, weil
Der Nikolaus nicht mehr in den Kindergarten kommt
Ich fange an zu weinen, weil
Marokkaner angeblich Diebe sind
Sie weint, weil
Sebastian in der Schule jetzt neben Süleyman sitzt
Ich weine, weil
Nächstenliebe plötzlich Österreicherliebe heißt
Bald Tote in Wien?
Wir beide
haben Angst
Angst, dass Mauern nie mehr fallen
Angst, dass Menschen Fäuste ballen
Angst, recht zu haben, wenn wir sagen:
Grenzen auf, Grenzen dicht
Rosa Wunder gibt es nicht.
Auch nicht in anderen Farben.

Oben und unten

HELENE KRATKY
BG BRG KLOSTERNEUBURG

Karawanken, sie schwanken, ich steh drauf, runterschauen traue ich
mich nicht, wegen der Höhenangst und weil sie schwanken

Pech gehabt, selber schuld, dein Problem, du wolltest unbedingt hinauf,
hab gleich gesagt, keine gute Idee, du wolltest nicht hören, bist einfach
drauflosmarschiert, Ausblick ist schon schön

Schön hoch

Dann geh runter

Was soll ich unten

Was willst du oben, wenn du Angst hast, dich nicht wohlfühlst, am gan-
zen Körper zitterst, geh

Was soll ich runtergehen, hab ja Angst vor unten, wenn ich runter-
schau, dann wird mir schlecht

Das macht keinen Sinn, du hast Angst vor oben, unten aber auch, weil
du dich oben vor unten fürchtest, auch unten vor oben?

Genau

Wenn Karawanken das nächste Mal schwanken und du gerätst ins
Wanken, wirst du mir im Nachhinein danken, auch wenn wir im Vorhi-
nein zanken. Um deine Angst zu lindern, deinen Fehler zu vermindern,
werde ich dich hindern, auf Karawanken zu gehen, oben zu stehen und
sich nicht trauen hinunterzusehen, nur auf die Zehen zu spähen und in
Angst zu vergehen

Du begreifst es nicht, oben zu sein, darum geht es, das brauche ich, das
muss so sein, das gehört einfach so

Nein, das verstehe ich nicht, das ist sinnlos, einer braucht nichts zu machen, was er nicht will, einer muss nichts ohne Grund, etwas gehört nicht einfach so irgendwie

Die Sonne geht unter, Schauspiel der Natur, das ist schön

Aber den Ausblick hast du nicht schön gefunden

Das ist etwas anderes, wenn ich den Ausblick schön finde, muss ich auch unten schön finden und das würde nicht stimmen

Schon wieder nicht richtig, die Sonne verschwindet auch hinter der Erde und das ist unten, Fazit wenn dir der Sonnenuntergang gefällt, muss dir auch unten gefallen oder eben beides nicht

Versuch mich zu verstehen, meine Angst wird nicht vergehen, sie bleibt bestehen, ich will dir etwas erzählen: Die Sonne geht unter, das heißt mitunter, keiner ist mehr munter, dann blicke ich runter und alles steht kopfunter, oben wird unten und unten wird oben, Himmel zur Hölle und Staub zu Licht, Schnee wird zu Wasser und dunkel zu hell, Hass wird zu Liebe und ich werde frei,

frei wie ein Vogel, ein Herbstblatt, ein Lichtstrahl,

frei zu empfinden die Lust und das Leben, zu spüren die Luft, zu singen das Lied,

frei wie ein Echo in Bergen, ein Strom in Flüssen, ein Rauschen in Bächen,

frei wie die Höhen der Hänge, die Weiten der Wiesen, die Tiefen der Täler,

frei wie ein wortloses Buch, ein Satz ohne Anfang, ein Blatt ohne Sinn

Schwer, doch nicht, nein lose, Schwere sind wir los, einfach schwerelos

Wir stehen auf Karawanken, sie schwanken, runterschauen trauen wir uns nicht, wegen der Höhenangst und weil sie schwanken, wir sind versunken in Gedanken und wanken auf diesen ewigen Karawanken

Drei

FLORA GREIGER

HÖHERE GRAPHISCHE BUNDESLEHRANSTALT, WIEN

auf dem regal in deinem wohnzimmer standen drei uhren.
sie alle zeigten dieselbe zeit.

ich machte meine scherze und du lachtest darüber
und wenn ich etwas frecher wurde, dann liefst du vor verlegenheit
rot an.

du brachtest mir eine viel zu bittere tasse tee.

als du deine lippen an die tasse ansetzt

– an derselben stelle, an der zuvor auch ich meine lippen an die
tasse ansetzte –

da verzogst du dein gesicht.

es war spät und du wolltest mich nach hause fahren.

du fuhrst schnell und über drei rote ampeln.

als du mit ihr zusammenkamst, standen die drei uhren plötzlich
nicht mehr da

(stattdessen zierten ein paar bilder von euch das wohnzimmer).

du verstandest meine scherze nicht mehr

und wenn ich etwas frecher wurde, dann liefst du vor wut rot an.

du brachtest mir eine tasse tee, die nicht mehr bitter war, wie ich
es immer gemocht hatte,

und trankst aus deiner eigenen.

und als es spät war, da riefst du mir ein taxi.

sie sei das beste, das dir passieren konnte, sagtest du.

und ich sagte, wir sehen uns.

Das unendliche Meer ihrer Gedanken

LEA DALFEN
BG BRG PURKERSDORF

Langsam, ganz langsam schließt sie ihre Augen.

Schon stürzt sie hinein, ganz plötzlich und ohne Vorwarnung. Hinein in das unendliche Meer ihrer Gedanken. Von allen Seiten drängen sie wie wild auf sie zu, schreiend und kreischend. Erinnerungen, unerfüllte Hoffnungen, Fantasien.

Sie sind wie die nie enden wollenden Wellen an der Küste, die mit tosendem Lärm stetig an den Felsen brechen. Wassertropfen wie einzelne Buchstaben und Wörter spritzen ihr kalt in ihr Gesicht, der Sand unter ihren Füßen ist aufgewühlt. Ihre Sicht ist verschwommen, verwischt von all den Eindrücken.

Zu viel.

Zu viel auf einmal.

Zu viele Emotionen, die ihr Herz fühlen muss.

Zu viele Bilder, die ihre Augen aufnehmen müssen.

Sie wird mitgerissen von den Strömungen, die unter der Meeresoberfläche lauern und unbemerkt die Tiefen beherrschen. Die man erst sieht, wenn es bereits zu spät ist und man sich nicht mehr befreien kann.

Erfolglos versucht sie, sich aus dem Strudel von Gedanken und Fantasien zu befreien. Wie eine Ertrinkende hält sie sich an allem fest, was ihr zwischen die Finger kommt.

Wo?

Wo bleibt die Erlösung?

Sie möchte zur Ruhe kommen, ihren eigenen Gedanken entfliehen. Doch sie wirbeln weiter in ihrem Kopf herum, als hätten sie ein Recht darauf, wie ein Tsunami aus Wörtern und Sätzen plötzlich über sie herzufallen. Als hätten sie ein Recht darauf, sich als ein gewaltiges Unwetter aus Gedankenketten in ihren Gehirnwindungen zu entladen.

Schon längst hat sie den Überblick verloren. Wo auch immer sie hinblickt, sie sieht immer das gleiche endlose Blau des Meeres ihrer Gedanken.

Sie kann nicht sagen, wo oben und unten ist.

Sie kann nicht sagen, wo links und rechts ist.

Alles was sie möchte ist: raus. Raus aus diesem Gedankenstrom, der sie mit seinen kalten Händen erbarmungslos gefangen hält. Raus aus diesem Gedankenstrudel, der sie unaufhaltsam durch das Wasser schleudert und dabei all die vergessenen Erlebnisse wieder an die Oberfläche bringt.

Es kommt ihr vor wie eine Ewigkeit. Eine viel zu lange Ewigkeit.

Doch schließlich, langsam, ganz langsam merkt sie, wie sich die Flut zurückzieht. Der Sand fällt zurück auf den Boden, die Strömung lässt nach und sie kann wieder klarsehen. Ihre Gedanken ordnen sich wieder zurück in die Schubladen, in die sie sie vor langer Zeit gesteckt hat. Sie flüchten sich wieder in die hintersten Ecken ihrer Erinnerungen, in die sie sie verdrängt hat.

Sie ist wieder Herrin ihres eigenen Kopfes, Königin ihrer Gedanken.

Das Einzige, das zurückgeblieben ist, ist die Entschlossenheit.

Langsam, ganz langsam öffnet sie ihre Augen.

Dort steht er, genau so, wie auch eine Sekunde zuvor. Eine Sekunde ist vergangen, in der ihre Augen geschlossen waren und das Meer ihrer Gedanken sie beinahe zum Ertrinken gebracht hat. Und alles nur wegen dieser einen Frage. Dieser einen Frage, die ihr bereits einmal gestellt wurde und deren Antwort die beste und gleichzeitig schlechteste Entscheidung ihres Lebens war. Doch dieses Mal wird es anders sein.

„Ja“, meint sie und blickt ihm entschlossen in die Augen.

Windstill

NORA HOFMANN
FRIEDRICH-KOENIG-GYMNASIUM, WÜRZBURG

Ich gab euch. Ihr gabt mir. Ich gab euch. Ihr nahmt euch. Ihr nahmt euch mir. Ich ging.

Im November ging ich, der gegraute Westwind mich zu konservieren drohte. Er nicht mehr die Grübchen erahnen ließ, die sich abzeichneten, als die Zeit noch in Unendlichkeit gezählt wurde, nicht im Minutentakt. Vor dem Zusammenbruch meiner Introspektion zwischen flänierenden Höllenhunden und ausradierten Buchsbaumpfadern, die gen Norden zeigten.

Verlassene Festung, in die ihr mich katapultiertet.

Der Saft der Zukunft lässt die Gegenwart von sich abhängig werden. Aber damals machte es keinen Unterschied für mich, ob milchiger Morgen oder schwarzschneidende Nacht. Ob Hals über Kopf oder Kopf über Hals. Ob Aortarauschen oder Herzrast. Augendeckelgeknalle, Hoffnungsfallbeile, Ellenbogenschlachtfelder inmitten; umspinnen von einem feingliedrigen Netz, das Leben fest umklammert. Die marschierenden Menschenkleider verklebten darin, ich taumelte darüber hinweg.

Weil sie meine Okulare mit sich selbst bespiegelten. Gestirnlampfte Wortdurchleuchtung ihrerseits, während ich nach Gängen in ihren Aussagen suchte, Quellen, die keine Unterläufer waren. Aufgesetzte Scheuklappen sollten ihre Münder kompensieren, die sich hoben, aber nichts enthielten. Ein Aquarium, das anfang auszutrocknen, bevor es bewässert wurde.

Sie erstickten Blätter auf dem Trampelpfad; mich scheinbar auch. Unter zerbröselten Meilensteinen schwieg ich aus lauter Kehle ihre Oden empor. Sie legten mit Staub den Umriss meines Knochengerüsts, bevor sie es sauber befleckten, meine zertrampelte Seele geschmiert heraus-

wrangen. Die Quersumme ihrer blutleeren Maskeraden nahmen sie, um mein Portrait neu zu bespannen. Alles sollte glattgebügelt werden.

Aber es scheint nicht richtig zu sein, wenn die See plötzlich aufhört zu wandeln, zu perlen, zu weben. Sand, der bisher nur als Fundament galt, ihre Wogen überschüttet, abstumpft, bis sie schließlich zum Erliegen kommen. Alles verfließt. Ein verirrter Kormoran durchbricht die geaderte Kuppel, sonst ist alles still.

Es war alles still. Mein Herz schaukelte unhörbar in den Fall.

Du warst damals ein Heiliger, zur Hälfte noch am Kreuz hängend, während ich dagegen im braunen Bett wartete. Zeit aussaß. Rinde abblättern ließ. Deine Lebensgier überfüllte mich. Ich wollte auch eine Felljacke wie du, die gegen den Wind schützte, während ich deine Stimme synchronisierte

Trübe Tagereihen. Verrankte Abschottungsschlingen. Ungeformte Bruchstücke an der Klippe meiner Zunge. Zerkratzte Selbstbilder. Zunehmende Halbmonde unter meinen Lidern vom Felde jagen; Gruben, den gierigen Rachen stopfen.

Wir überdauerten mich. Bogen Linien, denen ich einen Anfang und ein Ende beigemessen hatte, zu einem Kreis. Deklarierten Verwesung als Vorstufe von Blütezeit.

Schau, es ist Frühling geworden. Schau, ich bin wiedergekommen zwischen flanierenden Höllenhunden und ausgestalteten Buchsbaumpfaden, die gen Norden zeigen. Meine Wurzeln schlagen in den Boden, auf dem Zeit tickt. Die ich mit Rückwärtsspiralen ausgleichen, büchereingestaubt verlangsamten, salzwasserverkrustet ertrinken zu versuchte.

Die ich mit dir zusammen verlebe, inhaliere.

Wer sagt, dass zwischen dem Schwarz und Weiß irgendwo in der Interferenz nicht auch ein Raum für mich geboren worden ist? Raum, der windstill ist.

Vom Leben gerädert.

GEORG MASKE

SOZIALWISSENSCHAFTLICHES GYMNASIUM BAD MERGENTHEIM

Nackt wirst du geboren und stehst auf dem Schafott. Augenpaare starren dich erwartungsvoll an.

Damit du nicht weichen kannst, wirst du festgebunden. Um ein Abweichen vom Idealmodell oder ein Entweichen des Urteils zu unterbinden.

Du wirst gebrochen, deine Knochen durch das Wagenrad, dein Geist durch das Verabscheuen der Andersartigkeit. Erst mit dem stückweisen Abbau der Kreativität, dann krachen deine Unterschenkelknochen.

Das obsolete und starre Bildungssystem lässt Kniescheiben und Oberschenkel zerspringen, bevor man selber laufen lernt.

Ober- und Unterarme werden zerstört, ebenso Träume und Wünsche durch Verpflichtungen und Realismus.

Der Druck steigt beim Eintritt in die Arbeitswelt wie auf das Herz durch die eingetretenen Rippenknochen.

Unsere Haut bleibt unversehrt, das Äußere makellos, nur das Innere zerstört.

An das Wagenrad hievt man uns Gebrochene und fesselt die malträtierten Gliedmaßen an die Sprossen.

Schließlich beginnt sich das Rad zu drehen. Aufstehen, Kinder wecken, Frühstück richten, zur Arbeit fahren, Job nachgehen, heimkommen, kochen, spülen, putzen, Kinder ins Bett bringen, fernsehen, schlafen. Aufstehen, Kinder wecken, Frühstück richten, zur Arbeit fahren ...

Unser Kampf begann schon früh um die bessere Beurteilung oder Note, die Beförderung oder den Wechsel aufs Gymnasium, für das scheinbare Wohl des Kindes oder den Todeskampf am Wagenrad.

Endlich kommt es zum Stehen. Nun henkt er da. Der Hals leblos über dem Kopf.

Noch ein paar Stunden, Tage oder Jahrzehnte, dann sind wir endgültig vom Leben gerädert.

Verunglückt

SLAVICA RAJIC
GRG 2 ZIRKUSGASSE

du scheinst zu blühen

deine Wangen so rot wie jeher

du musst gehen
ich lächle
ich habe es geahnt

die Sonne steht hinter dir
alle sehen dein Licht
nur nicht
du selbst

in Gold getaucht

ich bringe dich nach Hause
du lässt los

und ich denke
jemanden zu lieben
bedeutet
viermal nach links und zweimal nach rechts zu schauen

und ich denke
ich bin einfach eine vorsichtige Person

du suchst dein Glück
und läufst blind auf die Straße
dein Glück ist jedoch
wohin du auch siehst

ich hoffe du bist glücklich
ich hoffe du bist glücklich
ich hoffe du bist glücklich

du blühst

an Orten
so verwittert

zu Zeiten
so vergangen

Farben
so fremd

du sagst und du meinst nicht
du fühlst und begreifst nicht
du hörst und verstehst nicht

und du lächelst
und ich
spüre

nichts

und ich schließe meine Augen

seit jeher

entfachte ich für dich

du allein
warst Benzin

du mit mir
in Flammen

ich stürze ein
von mir bleibt nicht mehr
als
Schutt und Asche

was einst so bekannt
weckt nichts mehr in
mir

was einst so bekannt
weckt nichts mehr
in mir

was einst so bekannt
weckt nichts
mehr in mir

und so renne ich los
bis fehlende Nachsicht
am hellichten Tag
mich schließlich

erfasst

Robert fliegt weiter

JONATHAN OTTE
KURFÜRST-FRIEDRICH-GYMNASIUM, HEIDELBERG

Heinrich Hoffmann riet den Buben:

„Bleibt daheim in euren Stuben!“

„Noch ein Schritt und plumps, der Hans!

Stürzt hinab kopfüber ganz!“

Philipp, Konrad, Friederich –

waren die nur liederlich?

Hals über Kopf ins pralle Leben –

kann das denn nur Unglück geben?

Mag der Kaspar keine Suppen,
spielt Paulinchen statt mit Puppen

mit dem Feuer – weh und ach!

Droht bald großes Ungemach?

War es denn nicht heldenhaft,

wie Robert flog mit Windeskraft?

Nein, sein letztes Abenteuer

war dem Autor nicht geheuer!

„Wo der Wind ihn hingetragen,

Ja, das weiß kein Mensch zu sagen!“

Mädchen, Jüngling, Frau und Mann,

hört euch meine Antwort an!

„Das weiß zwar kein Mensch zu sagen,

aber einst, in Märchentagen,

hat die Fee mir anvertraut,

wo er blieb, der Aeronaut:

Im luftigen Staate,

dem keiner mehr nahte,

seit Salomos Tagen,
im Reiche der Sagen.

Dort wandeln und walten

in tausend Gestalten

die gütigen Feen,

die hat er gesehen!

Sie drehn sich zum Tanze

in wirbelndem Glanze,

im funkelnden Mondlicht

und fürchten den Tod nicht.

Roberts Schirm, der blieb verschwunden –
oder hast du ihn gefunden?

Diesen alten Regenschirm

hat genäht mit Wunderzwirn

unsre Muhme Morgenrot.

Ach, die ist schon lange tot!

Doch ich schwörs, bei meiner Seel:

Robert lebt, ist kreuzfidel!

Manchmal ruht er sich nun aus
im lichtdurchwirkten Träumehaus.

Doch sein Ruhm ist unermesslich,

denn längst ist er unvergesslich

allen Mädchen und auch Knaben,

die von ihm vernommen haben.

Und sie kennen nun die Wende:

Höhenflug fand gutes Ende!

Ist Dein Mut nie groß gewesen,

immer weiter Verse lesen!

Und auch einmal Verse schreiben,

mit dem Schirm durch Wolken treiben!

Roberts Schirm der Phantasie,
wisse nun, der sinket nie!
Sagte ich, er ging verloren,
war das nur für taube Ohren:

Ob in Leinen eingebunden,
in Regalen aufgefunden –
oder einfach tief in Dir,
nutze ihn und glaube mir:
Er stößt nie am Himmel an,
weil er weiter fliegen kann!

Aufs Papier ganz leicht und leis,
setzt Du Zeichen, blau auf weiß.
Glückt es, fängst Du im Gedicht
selbst Paulinchens Zauberlicht.
Und im Leben stehst Du dann
Deine Frau und Deinen Mann!“

Würfelspiel

STEFANIE HAUSER
HIB 3 BOERHAVEGASSE, WIEN

Vier Wände. Ozeanblau mit einer horizontalen weißen Linie – einer Schaumkrone – auf den ozeanblauen Wellen, als wolle sie die Decke küssen. Über dem Bettgestell ein eingerissenes Poster, das dort bereits seit einem Jahrzehnt halbschief herumhing. Hinter mir ein breites Fenster ohne Vorhänge. Es diente meinem abgedunkelten Zimmer tagsüber als Lichtquelle, mir selbst als Stützpunkt. Dort saß ich auch jetzt wieder und starrte hinaus in die Welt der anderen, abgewandt von der Tür, die mich von hinten bedrohlich anstarrte. Ich konnte ihre Anwesenheit erspüren; sie wollte mich hinauslocken ... hinaus ... Wohin eigentlich? Ich lebte in diesen vier Wänden. Obwohl es das Haus meiner Eltern war, gehörten diese vier Wände mir.

Nur meine Mutter kam mich gelegentlich besuchen, lieferte mir alles, was ich zum Überleben brauchte, warf mir einen hilflosen Blick zu und verschwand wieder, um mich in meinem Alleinsein weilen zu lassen. Dann konnte ich mich erneut meiner Beobachtungsgabe widmen.

Die Straße, die Häuser, die Menschen – ich kannte sie alle auswendig. Tag für Tag studierte ich das Leben, das dort draußen vor sich ging. Wenn morgens die Lichter in den Häusern angingen, war ich bereits wach und beobachtete. Ich beobachtete sie. Sie war vor Kurzem in das Haus gegenüber eingezogen. Sie war mir unbekannt, doch fühlte ich mich ihr so sehr verbunden wie niemandem sonst. Manchmal war sie im Garten. Dann saß sie im frisch gemähten Gras, das lange, kastanienbraune Haar umspielte locker ihre Schultern und sie las oder hörte Musik. Ich wollte mich ihr nähern, mit ihr sprechen, doch ich konnte nicht.

Das Leben war ein Würfelspiel.

Mein Großvater hatte diesen Satz zum ersten Mal erwähnt, als ich zehn war. Er hatte mir erklärt: „Wenn der Würfel erst einmal am Rol-

len ist, weißt du nie, was du bekommst.“ Ich hatte genickt. Ich hatte verstanden. Zwei Wochen später war mein Großvater gestorben. Herzversagen.

Alles in allem hatte ich mich immer gut mit meiner Situation abgefunden. Ich lebte vielleicht nicht, aber ich existierte. Mit anderen Menschen hatte ich schon lange keinen Kontakt mehr. Den Abschluss hatte ich meiner Mutter zuliebe gemacht. An einer Schule für „besondere Kinder“. Besonders. Besonders war an mir nichts. Zumindest war es nie meine Entscheidung gewesen. Der Würfel hatte entschieden.

Doch nun beobachtete ich sie und fühlte, dass etwas anders war. Ich war anders. Die Isolation gab mir Sicherheit, stärkte mich, und doch wollte ich zu ihr. Ich wollte es unbedingt. Ich wollte sie kennenlernen, ihre Geschichte erfahren. Ihr Leben, ihre Träume, Ängste, Zukunftsperspektiven. Mein Kopf schien von innen heraus zu zerbersten, so sehr wollte ich. Die Gedanken durchströmten ihn, machten ihn schwer, sodass ich jeden Moment erwartete, er würde ganz abfallen. Wenn er es doch nur täte, dann säße ich jetzt nicht hier und würde mich nicht mit unerfüllbaren Vorstellungen quälen. Mit Vorstellungen, die ich niemals würde verwirklichen können. Denn das Leben war ein Würfelspiel. Mir hatte es das Sprachvermögen weggewürfelt.

Niemals könnte ich zu ihr gehen und mich vor ihr nur mit Händen verständigen.

Niemals könnte ich zu ihr gehen und eine Zurückweisung erfahren.

Niemals ... niemals könnte ich ...

Sie blickte mich an. Ich schreckte leicht zurück, bereit, aus ihrer Sichtweite zu fliehen. In ihrem Blick lag Neugier. Ein Lächeln. Ich spürte, wie meine Mundwinkel sich unwillkürlich nach oben bewegten. Nur ganz leicht, doch ich wusste, dass sie es sah, denn sie winkte. Sie winkte mich zu sich. Mich. Ich hielt einen Moment inne, realisierte dann, dass ich hellwach war, trat näher an das Fenster heran, zögerte wieder. Ihre Handbewegungen wurden nun eindeutiger und ich sah,

wie sich ihre Lippen bewegten. „Komm!“, schien sie zu rufen. „Komm doch!“ Konnte ich es wagen? Hin- und hergerissen blickte ich abwechselnd aus dem Fenster zu ihr, dann zur Tür. Sollte ich ...? Ich dachte daran, was mein Großvater gesagt hatte. Das Leben war ein Würfelspiel. Und wenn der Würfel erst einmal am Rollen war, wusste man nie, was man bekommen würde.

Und dennoch ...

Dennoch war ich der Würfelspieler. Es war an mir zu werfen.

Entschlossen schritt ich auf die Tür zu.

Die Tänzer

OTTO MARKS

WIENERWALDGYMNASIUM, TULLNERBACH-LAWIES

Der Tanz ist nicht geordnet, er befolgt keine Regeln; es ist kein Tanz, den man einstudieren oder aufführen könnte. Es ist der Tanz des Lebens; der Rhythmus, der jeden Atemzug begleitet, die Bewegungen zu einer Musik, die sich aus jedem Ton dieser Welt zusammensetzt. Vier Menschen in vier Städten, getrennt durch Raum und Zeit, und dennoch sind sie verbunden; dennoch sind ihre Geschichten miteinander verwoben, ohne dass sie es wissen. Sie tanzen, denn sie sehen die Welt als das, was sie ist: eine Leinwand, auf der jeder sein Gemälde malt, und nichts rückgängig machen kann.

Agnes – London, 1871

Der Nebel schien sich nicht zu heben.

Er hing über der Stadt wie eine Decke und ließ die Häuser wie Phantome erscheinen, die aus der Nacht hervorragten; es fröstelte Agnes, als sie die Straßen durchkreuzte.

In London war es nie still; nicht im Morgengrauen, und auch nicht jetzt, nahe der Mitternachtsstunde, nachdem sie aus der heruntergekommenen Kneipe entlassen wurde, in der sie arbeitete. Aus halb geöffneten Fenstern schallte das Geschrei von Säuglingen, der Wind trug leises Geflüster aus den dunklen Seitengassen herbei und hier und da hörte sie Klirren, Schreien oder Gemurmel, welches sie nicht zuordnen konnte. Das hatte der Nebel an sich: Alle Geräusche schienen übernatürlich, wenn man ihren Ursprung nicht kannte.

Je weiter sie sich ihrem Zuhause näherte, desto ärmlicher wurden die Gebäude. Aus den letzten Kneipen, die noch offen waren, schall-

te lautes Gelächter und Gejohle, hier und da schiefen Menschen auf dem nassen Kopfsteinpflaster; die Häuser hatten gesprungene Fensterscheiben, aufgebrochene Türen.

Agnes lag reglos auf ihrer abgenutzten Matratze in ihrem winzigen Zimmer, welches sonst leer war; die Tapete war mit Flecken und Rissen übersät, ein Brett im Fußboden fehlte und durch das Fenster, für welches sie keinen Vorhang hatte, drang das milchige Licht der nächtlichen Stadt.

Vor Jahren, als ihre Eltern gestorben waren, wusste sie sich nicht anders zu helfen, als nach London zu ziehen: Damals sah sie vor sich die goldenen Lichter der Stadt und eine leuchtende Zukunft in den alten Gassen. Doch als sie sich nun, Jahre später, als Serviermädchen in einem schäbigen Zimmer im ärmsten Stadtviertel wiederfand, sah sie, wie naiv sie gewesen war: Die Lichter von London waren nicht golden, sondern fahl, und ihre Zukunft war so leuchtend wie das schmutzig braune Wasser der Themse. Endlich der erstickenden Einöde ihrer Heimat auf dem Land entflohen, fühlte sie sich gefangener denn je in dieser Stadt, die sie liebte und hasste zugleich.

Und so fand sie sich im Treppenhaus, die knarrenden Stufen hinaufgehend, ohne ihr Ziel zu kennen. Sie kletterte durch die Klappe in der niedrigen Decke des Obergeschosses auf die feuchten, abschüssigen Schindeln des Dachs hinaus und hielt sich am Schornstein fest.

Der Wind heulte um sie herum, nahm ihr den Atem; von hier oben sah sie alle Lichter der Stadt, und obwohl sie nicht die goldenen Lichter ihrer Träume waren, waren sie doch das Schönste, das sie je gesehen hatte: ein Spinnennetz aus leuchtenden Fäden, an dem der Nebel wie Morgentau hing; über ihr blickte der Mond vom verrauchten Himmel herab, eine einsame Silbermünze auf dem Boden eines pechschwarzen Teichs.

Und dort begann sie zu tanzen.

Auf den Dächern der Stadt, springend von Haus zu Haus, warf sie atemlos ihre Gliedmaßen umher, ohne genau zu wissen, was sie tat; sie blickte zum Himmel empor und ließ ihr Gelächter den Wind über-tönen. In diesem Moment war sie glücklich, in diesem Moment vergaß sie ihre goldenen Träume und hieß ihre Welt zum ersten Mal willkommen. Sie sah die Schönheit in jeder dunklen Gasse, in jedem gesprun-genen Fenster, in jedem abgewohnten Haus. Denn in dieser Nacht, auf diesen Dächern erkannte sie: Die Welt würde sich weiterdrehen, ob Agnes sie liebte oder nicht. Für das Universum war sie unwichtiger als ein einzelnes Sandkorn am Strand, ein einziger Wassertropfen im Ozean. Doch genau deshalb musste sie lernen, die Welt zu lieben: nicht um anderer willen. Um ihrer selbst willen. Denn wem schadete es, wenn sie ihre Augen nur auf die Armut, auf die grauen Tage, auf die eingestürzten Häuser richtete, außer ihr selbst? Der Einzige, der mir im Weg steht, bin ich selbst, flüsterte sie sich zu; die Welt ist ein Meer, und anstatt den Horizont anzublicken, betraue ich die Küste, die ich längst verlassen habe.

William – Mahia, 1904

Die Muscheln, die William aufgehängt hatte, klirrten im Wind. Das Dünengras glich dem sich kräuselnden Wasser des Flusses, der an diesem Strand ins Meer mündete; die aufgehende Sonne bemalte den Himmel mit sanften Tönen von Zartrosa und blassem Orange.

Das Meer war still, nur hier und da trugen kleine Wellen Schaumkro-nen, die von der Brise verweht wurden. William saß und starrte auf den Horizont, wie er es jeden Morgen tat. Der Horizont beruhigte ihn: unverändert, stetig, an manchen Tagen hellblau, an anderen verfärbt im dunklen Grau eines herannahenden Sturms, doch immer eine ein-zige, ungebrochene Linie. In diese Meere kamen keine Schiffe.

Vom Häuschen am Strand blätterte mittlerweile die weiße Farbe ab, und das verwitterte, graue Holz kam zum Vorschein; es zog unent-wegt, und mit jedem Sturm klirrten die dünnen Fensterscheiben. Doch

William liebte das kleine Haus, obwohl es mehrere Stunden von der nächsten Ortschaft entfernt war. Seit vierzig Jahren lebte er hier; es war leerer, seit Alice gestorben war, stiller; aber die Stille störte ihn nicht. Den Großteil seiner Tage verbrachte er ohnehin damit, in Ge-danken versunken auf der Veranda zu sitzen, oder zu fischen. Stille war für ihn ein alter Freund; der Stille konnte er von seinen Erinne-rungen erzählen, Erinnerungen an Alice, an seine Familie, an seine Kindheit.

Auf dem Grab seiner Frau hatte er vor Jahren Lilien gepflanzt; sie wa-ren gewachsen, doch nie hatte er Blüten gesehen. Der Wind wehte zu stark, die Erde war zu sandig; trotzdem wuchsen die Pflanzen dort, auf der Düne vor Alices Grabstein, und William pflegte sie. Lilien waren ihre Lieblingsblumen gewesen.

Als er sich aus seinem Stuhl auf der Veranda erhob, krachten seine Gelenke; er war alt geworden. Alt wie das Haus, in dem er lebte, alt wie die Windspiele, die er und Alice einst aus Muscheln gemacht hatten. Er lächelte.

William holte die Gießkanne und machte sich auf den täglichen Weg den Berg hinauf; die Sonne schlich weiter über den Horizont, und nun spiegelte sich der sanft beleuchtete Himmel in all seinen Farben im Meer.

Bald stand er dort, vor dem Grabstein, und traute seinen Augen nicht: Eine einzige, unbemerkte Knospe war aufgegangen und nun wuchs dort eine zarte weiße Lilie. Eine Zeit lang stand er dort und starrte. Dann lachte er.

Er dachte, im Wind Alices Stimme zu hören: Du bist frei, flüsterte sie, als William mit seinen Fingern über die zierliche, unscheinbare Blüte strich.

Geh deinen Weg und lebe noch einmal; allzu bald wird deine Zeit um sein. Dann werden wir uns wiedersehen. Aber noch ist es zu früh. Noch hast du Geschichten zu erzählen.

Und als die Sonne weiter über das Himmelsgewölbe wanderte, tanzte er. Auf dem feuchten Sand drehte und wandte er sich, stolperte und fing sich wieder. Er sah zum Häuschen, das so melancholisch dem Horizont entgegenblickte, hörte das Klirren der Windspiele, und verabschiedete sich davon. Er wusste nicht, wo er hingehen würde, aber er musste tun, was ihm Alice gesagt hatte: Geh deinen Weg und lebe noch einmal.

Francine – Paris, 1956

Das Licht im Café war sanft und warm; hinter den Fenstern lauerte die klirrende Kälte der winterlichen Nacht. Das amüsierte Gemurmel der Gäste klang wie leise Musik; als sich Francine umsah, nahm sie jedes Detail wahr; den Glanz der Fliesen im Boden, die aufgereihten Flaschen hinter der Bar, die Flamme der Kerze auf ihrem Tisch, die in einem unmerklichen Luftzug hin und her tanzte. Sie beobachtete im Fenster die Spiegelung der Menschen, die sich über ihre Teller beugten, an ihrem Wein nippten; und hinter dem Glas die Menschen, die so schnell wie möglich vorbeieilten und den Schnee um sich herum aufwirbelten, deren Köpfe unter Hauben und Kapuzen versteckt und gegen den eisigen Wind gebeugt waren.

Mit feinen Linien skizzierte sie alles, was sie sah; sie versuchte, mit dem Bleistift das angenehme Halbdunkel des Kaffeehauses einzufangen, die Bewegungen der Gäste, wenn sie miteinander sprachen.

Eine Zeit lang saß sie so da, mit gerunzelter Stirn über ihr Skizzenbuch gebeugt; bis die Glocke über der Tür ein leises, helles Klingeln von sich gab. Und als sie aufblickte, stockte ihr Atem.

Im Türrahmen stand ein Mann, die Gesichtszüge ganz ähnlich ihren eigenen, mit einer Reisetasche in der Hand und einem Leuchten in den Augen – ein Mann, von dem sie sich vor vielen Jahren zuletzt verabschiedet hatte. Ihr Bruder.

Und nachdem sie einander umarmt und all die Geschichten erzählt hatten, alle Tränen vergossen waren, fanden sie sich in der Kälte wieder, über den Dächern der Stadt; auf der Terrasse des Triumphbogens fiel der Schnee wie Daunen vom Himmel. Die Straßen, die sich wie eine Landkarte vor ihnen ausbreiteten, glühten in der Nacht; dort tanzten sie. Die Geschwister tanzten aus Freude und aus Trauer, und in ihrer Erinnerung tauchten schemenhaft Bilder aus der gemeinsamen Kindheit auf; sie hörten die Stimmen ihrer Freunde, ihrer Verwandten, ihrer Eltern. Familie ist ein unauflösliches Band: Als Geschwister begleitet ihr einander in diesem Leben, über jede Entfernung hinweg. Fluch oder Segen, das vermag niemand zu sagen; doch wenn euch alles Glück der Welt verlässt, so habt ihr noch einander.

Jack – New York, 2017

Die U-Bahn war leer; mit lautem Knirschen und Krächzen kam der Zug zum Stehen.

Weder wussten Jack und seine Freunde, wo sie waren, noch kümmerte es sie; er zwängte die Türen auf und überquerte mit leicht wankendem Schritt den Bahnsteig. Als sie die Stiegen hinaufgingen, kam ihnen die kalte Luft entgegen; in der Kälte schien alles klarer, schärfer.

Die Straße glänzte vom Regen, der gefallen war; in Pfützen spiegelten sich die farbenprächtigen Lichter der Großstadt wie die Kreidezeichnungen eines Kleinkindes. Über den Dächern erstreckte sich der Nachthimmel, der sich langsam in der anbrechenden Dämmerung zu verfärben begann.

Die Vier gingen ziellos die Straßen entlang, sprachen, lachten; hin und wieder fuhr ein einzelnes Auto vorbei. Sie passierten geschlossene Türen, hinter denen Musik wie Herzschlag pochte, und mit jedem Atemzug spürten sie das Leben um sich herum.

So gelangten sie zum Fluss: Durch die reflektierten Neonlichter der Nacht hatte sich das übliche Braungrau des Wassers in einen Strom aus unzähligen hellen Farben verwandelt, als hätte ein Maler seine Pinsel darin ausgewaschen. Es begann zu nieseln.

Dann entbrach die Sonne dem Horizont, und als die ersten Strahlen den Himmel erhellten, breitete sich ein sanfter Regenbogen im blauen Halbdunkel der Dämmerung aus.

Um Jack herum drehte sich die Welt; die Farben verschmolzen, er hörte seine Freunde lachen, hörte das Wasser unter der Brücke fließen, hörte seinen eigenen Atem wie den Wind. Und so begann er – wie Agnes, William und Francine vor ihm – zu tanzen; er drehte sich und tanzte über die Brücke; stolperte, spürte den nassen, kalten Asphalt auf seiner Haut, erhob sich und wiederholte alles. Das ist es, sagte er zu sich, als die Bilder seiner Stadt um ihn herumwirbelten; das, wovon sie reden: Das ist das Leben.

Der Tanz hört nicht auf. Er wird weitergehen, bis die letzten Sterne erlöschen; getanzt von denen, die wissen, wie es sich anfühlt, Hals über Kopf zu lieben. Nicht nur einen Menschen, sondern die ganze Welt.

Blinde Wut

ELSA KÜHNEL
BG BRG PURKERSDORF

Wut. Alles, was sie fühlte, war Wut. Sie konnte spüren, wie die Wut in jeder einzelnen Zelle ihres Körpers überhandnahm und langsam die Kontrolle gewann. Ohne noch einen weiteren Augenblick zu warten, stürzte sie aus dem Gebäude. Wie von selbst trugen sie ihre Beine zu ihrem Fahrrad, das in der Einfahrt stand und schon mit einer dünnen Schicht Schnee bedeckt war. Sie sprang auf, bog auf die Bundesstraße und fing an zu treten, ohne auch nur ein einziges Mal zurückzuschauen.

Die Wut trieb sie an. Wie eine innere Stimme sprach sie zu ihr und ließ sie immer schneller und schneller treten. Jegliches Zeitgefühl war ihr verloren gegangen, als ihre Beine schon schmerzten und ihre Lunge brannte. Sie atmete schwer, verlor jedoch nicht das geringste Tempo. Wie von alleine traten ihre Beine weiter in die Pedale und sie raste mit hoher Geschwindigkeit durch den Schnee, der in dicken Flocken vom Himmel fiel.

Ihre Hände waren schon ganz taub und ihre Ohren taten weh, so kalt war es. Ihre Kleidung war tiefend nass vom Schnee, der darauf geschmolzen war, und sie konnte kaum etwas sehen, außer die weißen Flocken, die tanzend vom Himmel fielen. Trotzdem fuhr sie weiter.

Die Wut schrie ihr ins Ohr. Schneller, schneller! Plötzlich spürte sie die Tränen, die sich leise in ihre Augen geschlichen hatten. Ohne dass sie es wollte, waren sie auf einmal da, und auch wenn sie die Wahrheit kannte, schob sie die Schuld auf den Wind, der ihr den Schnee in die Augen blies.

Mit jedem Meter, den sie sich von der Stadt, die sie ihr Zuhause genannt hatte, entfernte, wurden ihre Beine schwerer und ihre Muskeln erschöpfter. Mit jeder Minute, die sie auf ihrem Rad weiterfuhr, wurde der Gedanke immer präsenter, aufzugeben, stehen zu bleiben, abzusteigen.

gen. Mit jedem Atemzug wurde die Wut leiser und leiser. Sie flüsterte nur noch einzelne Wörter in ihr Ohr, die sie fast nicht mehr verstehen konnte. Immer wieder versuchte die Wut, erneut laut zu werden, doch sie klang nach und nach ab. Sie wurde kleiner und kleiner, bis sie nur noch ein kleiner Punkt im hintersten Teil ihres Kopfes war.

Nun war es nicht mehr die Wut, die sie drängte, weiterzufahren. Sie war wieder Herrin ihrer selbst und fing an, langsamer zu fahren. Sie trat immer leichter in die Pedale, verlor an Geschwindigkeit, bis ihre Beine schließlich nur noch an beiden Seiten des Fahrrads hinabhängen.

Endlich stieg sie ab. Sie konnte ihre Gliedmaßen beinahe nicht mehr spüren und nur noch mit letzter Mühe schaffte sie es, sich keuchend an den Rand der Straße zu setzen, um nicht zusammenzubrechen.

Sie beruhigte sich ein wenig. Alles lag still vor ihr. So still, wie es nur sein konnte, wenn der erste Schnee im Jahr gefallen war. So still, dass sie nur ihren Atem und das Klappern ihrer Zähne hören konnte.

Die Wut war weg. Ihre Gedanken waren wieder klar, befreit von dem roten Schleier, der sich über sie gelegt hatte. Sie spürte, wie eine andere Stimme langsam in ihr hochkroch. Die Vernunft.

Und so kam es, dass sie sich mühsam aufrappelte, zu ihrem Fahrrad zurückging und wieder aufstieg. Sie begann zu treten und fuhr langsam zurück, in die Stadt, die sie ihr Zuhause nannte, denn sie würde immer ein Teil davon bleiben.

Die Ernte

PIA FEIEL
UNIVERSITÄT WIEN

Schon im Sommer, wenn die Tage sonnig und warm waren, voller Fliederduft und dem Gefühl von nassem Badegewand am erhitzten Körper, schon da freute sie sich auf September, wenn das alles vorbei sein würde: der Sommer, die Hitze, die ausgelassene Fröhlichkeit, die alle Nachdenklichkeit und Ruhe aus dem Leben herausbrannte. Der Herbst war ein eigenes Kapitel, der Mantel schwer vom Nieselregen statt von lauwarmem Teichwasser getränkte Badeanzüge, die Sicht trüb von morgendlichem Nebel anstatt des vor Hitze umnebelten Kopfes. Sie wusste, was sie vorzog.

Außerdem war September der Monat, in dem die Kinder gingen. Dann mussten sie wieder in der Schule sitzen, waren hinter Aufgaben, Büchern und den eigenen Erwartungen gefangen, und hatten nicht länger Zeit, die Stille der Kleingartensiedlung mit ihren schrillen Stimmen zu zerhacken und Früchte von ihren Bäumen zu stehlen. Denn sie musste sich vorsehen, der Winter würde kommen und sie würde alles für sich selbst brauchen.

Und immer, wenn das Voranschreiten des Jahres ihr die Hitze, die Schulkinder und die ganze Last des Sommers von den alten Schultern nahm, dann brachte es ihr auch etwas mit. Wenn die überdrehte Leichtigkeit, frei von jeder Prüderie, das Geschenk des Sommers war, so waren die reifen Äpfel, Trauben und Zwetschken das des Herbsts. Fast passten diese Ereignisse einander ab: Der Sommer ging, nahm die Ferienlaune mit sich und an seine Stelle trat der Herbst mit seinem wolkenverhangenen Blick auf die Welt. Und damit begann die Ernte.

Sie tat es jedes Jahr zur selben Zeit, immer dann, wenn die Enkel und Kinder ihrer Nachbarn ihr Feriendomizil verlassen hatten. Dann war der Moment der Ernte gekommen. Und sie holte die Leiter mit dem

rissigen Holz, von dem sich der Lack von unzähligen Sommern im heißen Gerätehaus und feuchten Herbsttagen ganz schuppig ablöste. Sie holte auch den Kübel aus Blech, mit dem Holzgriff, aus dem die Späne herausstanden, um ihn in die Hand zu fassen, wenn sie allzu schwere Lasten darin trug. Fast erheiterte sie diese Fürsorge: „Ich weiß, Kübel“, sagte sie dann. „Ich weiß, zu schwer für mich, zu schwer für meinen alten Rücken.“ Und meistens trug sie ihn trotzdem voll beladen ins Haus zurück. Denn voll beladen war er jeden Herbsttag, vom ersten Schultag an bis zum vorletzten Septemberwochenende. So lange ging die Ernte im Kleingarten. Es waren lange Tage, manche noch drückend heiß wie im höchsten Sommer, andere schon so trübend grau von Regennässe, dass man meinen könnte, es hätte nie etwas anderes gegeben. Und in diesen Tagen zwischen den Jahreszeiten holte sie die Früchte nach Hause, um sie auf dem Küchentisch aufzubahren. Dort türmten sie sich dann zu Bergen von rotfleckigen Äpfeln und prallblauen Zwetschken. Die Sonne stand schon tief am Himmel, wenn sie nach Hause zurückkam, um ihr Tageswerk zu betrachten, und meist blieb ihr nicht mehr viel Sonnenlicht übrig, um sich daran zu erfreuen. Die Müdigkeit zog sie bald schon ins Bett, wo sie mit schmerzenden Rücken und den Fingern voller Holzsplitter dalag. Und trotz der schweren Lider wollte der Schlaf sie oft noch lange nicht finden.

Je länger die Ernte ging, desto höher stapelte sich das Obst. Von außen sah es immer noch schön aus, doch aus dem Inneren kroch schon der süß-schwere Duft von Fäule und ihre Säfte tränkten das Holz. „Nicht so schnell“, sagte sie dann zu ihnen. „Ihr müsst mir noch etwas Zeit lassen. Ich lasse euch nicht hier zurück, gebt mir noch einen Moment, eine Woche nur.“ Die Früchte jedoch gehorchten ihr nicht und schritten immer weiter voran in ihrer Reife: Bis zu dem Punkt, wo sie noch zu etwas zu gebrauchen waren, und weit darüber hinaus schritten sie. Es war ihnen gleichgültig, dass Abend für Abend und Kübel für Kübel frische Ernte auf den Küchentisch regnete und auch die alte Frau, die verzweifelt bemüht war, sie alle einzusammeln, bevor der Winter kam, berührte sie nicht.

War die erste Septemberhälfte vorbei, hatten sich die Sommertage erschöpft und gaben ihre Wehrhaftigkeit auf. Dann, wenn der Herbst endgültig da war, war auch das Sammeln vorbei. Die Ernte war vollendet und die eingesammelten Schätze warteten am Küchentisch. Zu diesem zog die alte Frau dann ihren Schemel, setzte sich und machte sich daran, die Früchte des Sommers auf einen langen Winter in Gläsern vorzubereiten. Sie putzte und entkernte, schälte und entfernte schorfige und faulige Stellen aus dem gesunden Fleisch, schnitt es schließlich in feine Spalten. Viele Früchte hatte sie bewahren können, aber mehr noch waren bereits zu lange von ihrem Baum getrennt gewesen. Auf eine frische Birne kamen drei faulige, auf einen rotbackigen Apfel zwei mit eingefallenen Wangen und Augen aus Schimmel. Sie hatte zu lange gewartet, die Ernte hatte zu lange gedauert. Ihre Finger waren wund vom scheuernden Griff des Kübels und dem rohen Holz der Leiter, und mit stählerner Schärfe fuhr ihr das Messer in die Haut. Aber ihre Hände konnten nicht schnell genug arbeiten. Einsammeln hatte sie sie zwar können, aber nicht retten. Und so saß sie in der Küche und der schwere Geruch der Fäulnis drückte ihr auf das Gemüt und machte ihre wunden Finger ungeschickt beim Zerteilen der übrigen Ernte.

Die Gläser nach dem Einkochen verbreiteten eine sterile Wärme, die sie mit einem Lächeln im Gesicht zurückließ. Es war zu viel und doch gerade genug. Und so wurden die sauber abgefüllten und etikettierten Erträge des Sommers in die Kellerregale geschichtet. Fein säuberlich aufgereiht standen sie dort und warteten. Bereit für den Winter.

Im Juli kommen die Kinder, im August klettern sie auf ihre Bäume und am ersten Septembermontag sind sie verschwunden. Im Oktober fallen die Äpfel von selbst von den Ästen und die Leiter steht noch immer im Gerätehaus. Und den ganzen langen Winter hindurch warten im Keller die blassen Gestalten in ihren Einmachgläsern.

Turmspringen

PIA OBERBUCHER

INGEBORG-BACHMANN-GYMNASIUM, KLAGENFURT

Eigentlich hatte es ihm Spaß gemacht. Eigentlich hatte er es geliebt. Wie er in der Luft lag. Wie er ins kochende Becken glitt. Wie gefühlt all seine Gefäße und Kapillaren aufplatzten. Wie er wieder auftauchte. Wie er bejubelt wurde. Eigentlich hatte er das Turmspringen geliebt.

Alles fing an in einer kleinen Stadt, in einem noch kleineren Hallenbad, wo Chlor und modrige Wände um die Wette stanken. Von der Decke bröckelte schichtenweise Puderzucker auf die Wasseroberfläche des trüben Beckens. Wie ein schönes großes Glas saure Milch, dachte er. Doch er fühlte sich wohl. Das gegorene Wasser auf seiner Haut, die feuchtwarmluft in seinen Bronchien. Und am liebsten springen. Er liebte es, den Boden unter den Füßen zu verlieren, er liebte es, sich ins kalte Wasser zu werfen. Und er konnte es gut.

Alles ging weiter in einer größeren Stadt, in einem größeren Hallenbad, wo er und die anderen um die Wette sprangen. Von der Decke bröckelte seine Konkurrenz auf die Wasseroberfläche des klaren Beckens. Wie ein schönes großes Glas reiner Erfolg, dachte er. Und er fühlte sich wohl. Das gläserne Wasser auf seiner Haut, der Jubel auf seinem bebenden Trommelfell. Und von ganz oben springen. Er liebte es, den Boden unter den Füßen zu verlieren, er liebte es, sich ins kalte Wasser zu werfen. Und er konnte es besser.

Alles hörte auf in einer noch größeren Stadt, in einem noch größeren Hallenbad, wo betäubende Trillerpfeifen und ein unbändiges Publikum um die Wette lärmten. Von den Sprungtürmen segelten nur mehr die Besten auf die Wasseroberfläche des pazifischen Beckens. Wie ein schöner großer Ozean, dachte er. Und er fühlte sich wohl. Ein Vorwärtssalto, ein Rückwärtssalto, ein Auerbachsalto, ein Fehler. Plötzlich geht alles ganz schnell. Ein kollektiver Schreckschrei klingt im Chor mit seinem lauten Knall ins kühle Nass. Rettungsschwimmer stürzen

sich in die glatten Fluten und ziehen ihn raus. „Was ist mit ihm?“ Sie legen ihn vor sich hin und können ihren Augen nicht trauen. „Was ist los?!“ Die Notärztin fällt in Ohnmacht und die Schaulustigen sind viel zu laut leise. „Was ist passiert?!“ Ein Sanitäter versucht es mit Worten. „H-H-H-Hals.“ Doch sie bleiben ihm im Hals stecken. Die Köpfe auf den Tribünen strecken sich erwartungsvoll nach unten. „Was ist denn jetzt?!“ Die benommenen Helfer sehen ihn entgeistert an. Er kommt wieder zu Bewusstsein. Er spürt ein ungewohntes Gewicht auf seinem Kopf und seine Ohrläppchen kitzeln seine Schultern. Die Notärztin ist wieder aufgestanden und der Sanitäter probiert es nochmal. „Hals.“ Seine Augen werden groß, er setzt nochmal an. „Hals über Kopf.“

Alles geht Jahre später wieder weiter in der kleinen Stadt, vor dem noch kleineren Hallenbad, wo früher Chlor und modrige Wände um die Wette stanken. Heute ist es geschlossen. Es ist ein kühler, handelsüblicher Tag im Spätherbst und er steht da, wo alles begann. Aber er steht noch, denkt er sich. Den Hals nicht in den Sand stecken. Es ist ein Wunder, haben sie gesagt. So was hat noch keiner gesehen, haben sie gesagt. Wehmütig schließt er die Augen. Er hört die Trillerpfeifen, den Jubel und eine verkalkte, salzige Träne rinnt über seine Wange. Er setzt sich seine Mütze auf den Hals und wirkt zufrieden. Hals hoch, denkt er. Und lacht.

Verlaufen

HELENE RAUCH

BG/BRG TULLN

Dunkle Straßen, fahle Gesichter. Hundert Menschen, tausend Lichter. Graue Tage, schwarze Nächte. Er sitzt am Straßenrand, in einer Ecke. Alleine. Die Menschen hasten vorbei, Hals über Kopf, haben keine Zeit, um ihn zu sehen.

Doch. Sie haben Zeit genug. Aber sie nehmen sie sich nicht. Sie sehen ihn nicht, sie haben es verlernt.

Er hat sich verlaufen. Trotzdem sehen sie ihn nicht. Deshalb sehen sie ihn nicht. Sie sind zu sehr damit beschäftigt, sich nicht selbst zu verlaufen. Sie bleiben, denn wer nicht bleibt, ist nicht mehr da.

Wo wollen sie bleiben?

Er hat sich verlaufen, er findet seinen Weg nicht mehr. Falsch abgelenkt, die Abzweigung versäumt, im Kreis gegangen. Kann es nicht mehr rückgängig machen. Weiß nicht, wie. Und die, die es wissen, sagen es ihm nicht.

Er hat sich verlaufen, er weiß es.

Eine Frau auf der gegenüberliegenden Straßenseite schimpft ungeduldig in ihr Handy. Es kommt ihm so vor, als würde sie es nicht zum ersten Mal an diesem Tag tun. Sie bleibt stehen und lauscht der Stimme am anderen Ende der Leitung, die so laut schreit, dass er es bis hierher hören kann.

Verlaufen.

Sie haben verlernt, seine Augen zu lesen. Er ist unsichtbar für sie. Luft. Sie sehen ihn, aber sie sehen ihn nicht. Sie hören ihn, aber sie hören ihn nicht. Wenn sie sich oft genug dazu überreden, ihn nicht zu sehen, wissen sie irgendwann nicht mehr, wie es geht.

Und auch er will sie nicht hören, denn ihre Welt ist ihm fremd, seit er den Weg versäumt hat. Ebenso wie seine Welt ihnen fremd ist.

Er hört seinen Gedanken zu. Erinnerungen, Gefühle und Melodien, die er einmal gehört hat, malen ein Bild in seinem Kopf, so facettenreich, wie er es nicht für möglich gehalten hat. Er ist nur noch der Zuschauer, Zuschauer seiner Gedankengänge.

Vielleicht ist sein Geist woanders abgelenkt als er, und hier sitzt nur noch eine leere, taube Hülle.

Verlaufen. Verirrt. Verwirrt.

Das Bild in seinem Kopf ist dunkel, genau wie die Stadt, genau wie die Herzen. Wie soll auch Licht zu dem innersten Punkt im Körper gelangen? Nein, sie sind dunkel, er weiß es.

Das „Nie wieder“ ist die hässlichste Farbe in seinem Gedankenbild. So hässlich, dass das ganze Bild nichts Schönes mehr an sich hat. Ein bisschen Hilflosigkeit und Angst machen es abwechslungsreich, so wie ein wenig Dunkelblau am Himmel die untergehende Sonne noch heller strahlen lässt. Aber das Nie wieder färbt die Sonne aschgrau. Nie wieder wird er lachen können.

Lachen. Nicht so tun, als ob man lache.

Nie wieder wird er glücklich sein.

Glücklich sein. Nicht die Maske mit dem Gesichtsausdruck des Glücks tragen.

Nie wieder wird er Freunde haben.

Freunde. Nicht Feinde, die sich als Freunde kleiden.

Sie mögen Leute wie ihn nicht. Akzeptieren ihn nicht. Verstehen ihn nicht. Ihm ist kalt. Die Frau hat aufgelegt und zieht ihren Mantel wütend enger.

Es stinkt nach Neid und die Luft schmeckt nach Hass. Der Geruch von Egoismus liegt in der Luft. Bemerkten Sie es überhaupt?

Nein. Manchmal fragt er sich, ob es irgendjemandem auffallen würde, wenn er eines Abends nicht mehr hier sitzen würde. Nicht, dass sie genau ihn vermissen würden. Würde irgendjemandem auffallen, dass etwas anders war? Dass irgendetwas irgendwie irgendwo fehlte? Er weiß es nicht.

Sie hasten vorbei, gefangen in dem, was sie Leben nennen. Jeden Tag.

Sie sehen ihn, jetzt ist er sich sicher. Sie sehen auch, dass er sich verlaufen hat. Sie helfen ihm nicht. Können Sie nicht? Sie können. Könnten. Aber Sie tun es nicht. Wollen es nicht. Lieber wegschauen. Tun, als ob er nicht da sei.

Nach Hause gehen.

Damals wie heute

CHRISLANE BARROS DA SILVA

HAK 1, WIEN

Damals stand ich auch hier. Ich vor dir.

Die Zeit war noch nie mein Freund, aber du schon.

Kannst du dich noch an unsere erste Begegnung erinnern? Große Stadt, kleines Ich. Große Augen, pures Staunen. Ich wusste sofort, dass ich hierhin gehöre. Zu dir gehöre. Die ganze Stadt war mein Spielplatz, meine Hochhauswildnis. Sich verstecken, wenn die Verantwortung ruft, und weglaufen, wenn die Realität versucht, dich einzufangen. Das habe ich schon früh gelernt. Mein Herz ist zwar jung geblieben, aber mein Körper ist jetzt alt und wenn meine Beine mich noch tragen könnten, dann würde ich laufen, weit weg, in die Unendlichkeit der Fantasie. Genau das würde ich tun.

Die Zeit ist nicht stehen geblieben, aber ich schon. Hab vor dem weißen und schwarzen Boden gewartet, dass du mir statt rotem grünes Licht gibst, damit ich den nächsten Schritt machen kann. Im Hintergrund habe ich es immer ticken gehört. Dieses immerwährende Ticken. Ist es schon wieder die Zeit? Die Menschen? Wie die Menschen ticken, wenn ihre Zeit tickt? Ist doch egal, denn du tickst anders. Nicht ich, du. Mit mir stimmt alles. Nur mit meinem Körper nicht.

Als er noch nicht rebellierte, als mein Leib und meine Seele noch gleich alt waren, ja, damals fühlte ich mich frei. War kein Gefangener meiner selbst. Ich versuchte, alles zu erforschen, wollte alles entdecken. Die junge Neugier trieb mich an. Alle deine Ecken und Kanten wollte ich kennen. Habe erfahren, wie du bei Nacht aufblüht, sie mit rhythmischer Musik und Tanz füllst, nur um den Tag mit frischem Wind und dem Aroma eines würzigen Kaffees zu starten. Das hektische Passieren der Menschenmengen, der Straßenlärm, die fremden Gerüche, nichts ist mehr Hals über Kopf als du. Ich war fasziniert von

diesem Großstadt-Hin-und-Her, ich wollte mehr. Die ganze Welt habe ich bereist. Habe bunte Farben an Obstmärkten gesehen, herzhaft deftige Gerichte gekostet, mich der Gewaltigkeit des Meeres gestellt. Doch egal an welchem Ort mein Körper war, mein Herz fehlte. Es war bei dir. Du hast es aufbewahrt. Du bist mein Lieblingsort. Du bist meine Heimat. Plötzlich gierte ich nach einem würzigen Kaffee, nach frischem Wind. Das passiert mit uns Großstadtkindern. Wir lernen die kleinen Dinge umso mehr zu schätzen, weil wir von den großen Dingen tagtäglich umgeben sind.

Ich fand wieder zu dir und du hast mir geholfen, erwachsen zu werden. Hast mir gezeigt, wie man mit beiden Beinen am Boden steht, und ab da vergingen die Tage so schnell. Auf einmal war es nicht mehr ich, der den ersten Schritt machte, sondern derjenige, der dabei zuschaute, wie andere ihn wagten. Ich konnte mich nicht mehr in meiner Hochhauswildnis austoben, sondern erzählte nur darüber, wie sie gewesen war. Konnte der Realität nur noch mit Worten entwischen. Und wenn ich Geschichten erzähle, kommst du immer in ihnen vor. Meine Großstadt. Meine Heimat. Mein Lieblingsort.

Alles würde ich tun, um wieder bei dir zu sein. Aber nun können meine Augen nicht mehr zwischen Schwarz und Weiß unterscheiden, meine Ohren sind gegen das Ticken ertaubt, und meine Beine können die Sehnsucht meines Herzens nicht mehr tragen. Mein Körper war alt und die Zeit meinte es sowieso noch nie gut mit mir.

Ich will wieder frei sein. Will wieder weglafen können.

Heute stehe ich ebenfalls hier. Du hinter mir.

Nichts ist größer als die Sehnsucht nach dir.

Damals wie heute.

„Der leise Drang nach Sturm“

OLGA YURKEVICH

SIGMUND-FREUD-GYMNASIUM, WIEN

Ein Mensch erträgt, mit viel Beachtung,
Eine gewisse Menge an Verachtung.
Doch ist die Grenze überschritten,
Vergisst er alle guten Sitten.
Die Folgen können variieren
Und alle ganz spontan passieren.
Von Streitigkeiten und vom Zoffen
Bis hin zu großen Katastrophen ...

Jeden Morgen brachte der Postbote das Wissenschaftsmagazin. Für Herrn Rieger war der morgendliche Wissensschluck – wie für andere der Kaffee – unumgänglich.

WIR STÜRMEN DURCH DEN DRANG stand auf der Titelseite an jenem Tag.

Frau Rieger war damit beschäftigt, Semmeln mit Butter zu beschmieren, als Herr Rieger sich an den Esstisch setzte, neben seinen Sohn Konrad.

„Andreas, komm endlich runter! Andreas!“ Frau Riegers Stimme klang schrill, mit einem etwas genervten Unterton. „Dieser Junge macht mich narrisch. Er kommt wieder zu spät. Konrad, willst du nicht vielleicht deinen Bruder holen?“ „Lass ihn doch. Zumindest plant er, heute in der Schule zu erscheinen“, brummte Herr Rieger, ohne von seinem Magazin hochzuschauen. Ihn interessierte es viel mehr, wieso Goethes literarische Werke und die berühmte Epoche des Dichters zu Suizidwellen führten.

Konrad machte einen Bissen von seinem doppelbestrichenen Marmeladenbrot. Er hatte an jenem Tag einen Chemietest zu meistern und

brauchte viel Treibstoff in Form von Zucker. „Er wird bestimmt gleich runterkommen, ich habe ihn ins Badezimmer gehen gesehen.“

Es war der siebte Oktober und die Familie Rieger hatte nichts Besonderes vor. Sie hatten eigentlich nie etwas Besonderes vor. Frau und Herr Rieger arbeiteten jeden Tag bis spät in den Abend und Andreas und Konrad versuchten, sich gegenseitig eher zu meiden. Gemeinsames Frühstück zählte also bereits als Besonderheit.

Plötzlich konnte man jemanden die Treppe heruntersteigen hören. Andreas betrat das Esszimmer. Er trug eine schwarze Hose mit selbst ausgeschnittenen Löchern. Unter der Weste schaute ein Papa-Roach-T-Shirt hervor. Frau Rieger betrachtete ihn ganz kurz. „Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass du gefälligst keine Straßenschuhe im Haus tragen sollst?“ „Das spart immer noch Zeit“, murmelte Andreas, während er nach einer mit Butter bestrichenen Semmel griff. Das gemeinsame Frühstück dauerte nicht lange an. Nach etwa fünf Minuten mussten Konrad und Andreas hinaus, um den letzten Bus, der sie pünktlich in die Schule bringen würde, zu erwischen.

Die Fahrt verging leise. Andreas hatte Kopfhörer in den Ohren und imitierte mit geschlossenen Augen das Spielen auf einem Schlagzeug. Konrad wiederholte den Chemiestoff. Auf den ersten Blick konnte man überhaupt nicht erkennen, dass diese zwei Teenager Brüder waren, geschweige denn, dass sie als Zwillinge geboren wurden.

Der Schultag verging wie immer. Konrad und Andreas gingen in dieselbe Klasse, was dazu führte, dass sie immer verglichen wurden. Meistens, beziehungsweise immer, war Konrad das Vorbild. Er war Klassensprecher und kandidierte für das Amt des Schulsprechers. Sein Notendurchschnitt war seit der ersten Klasse 1,0 und er schaffte es, mit jedem, den er traf, eine gute Beziehung aufzubauen. „Ein fleißiger und hartnäckiger Junge. Ein Schatz“, pflegten Frau und Herr Rieger zu sagen.

Andreas war die Schule egal. Er besuchte sie nur, weil seine Eltern ihn sonst aus dem Haus schmeißen würden. Er war laut, ungehorsam und frech. Die meiste Zeit verbrachte er auf Gratis-Punkkonzerten mit Alkohol und sonstigen Drogen. Seine zwei besten Freunde waren überzeugte Anarchisten, die Spaß daran empfanden, kleinen Kindern das Taschengeld wegzunehmen. Andreas machte bei diesen Vergehen nie mit, jedoch schaute er immer still zu und rührte sich nicht, während seine Freunde auf die Unterstufenklässler draufschlugen. Die Eltern pflegten nichts über ihn zu sagen.

Nach der Schule ging Andreas meistens zum verlassenen Kinotheater, welches vierzig Minuten von der Schule entfernt lag. Dort arbeitete er an seinen Graffitizeichnungen und dachte über das Leben nach.

Meistens gab es nur ein denkwürdiges Thema. Konrad. Als Andreas zehn Jahre alt war, hörte er ein Gespräch zwischen seinen Eltern, in welchem sie darüber sprachen, dass Konrads Potenzial einfach größer sei. Das traf den jungen Andreas sehr stark. Er beschloss, Herrn und Frau Rieger vom Gegenteil zu überzeugen. Das funktionierte jedoch nicht. Wenn Andreas ein „Sehr gut“ nach Hause brachte, hatte Konrad eine bessere Punktezahl. Während Andreas mit Mühe ein Muttertagsgeschenk zusammenklebte, war Konrad schon dabei, seins zu schenken. Während Andreas im Zimmer aufräumte, war Konrads Zimmer immer sauber. Nach etlichen Versuchen gab Andreas auf. Nur durch Wunder gelang ihm der Aufstieg von einer Schulstufe in die nächste. Was bringt es, im Schatten einen Baum einpflanzen zu wollen?

Langsam vergaß Andreas, was es heißt, zielstrebig zu sein. Er blieb aber voller Überzeugung, dass Konrad ihn absichtlich schlechter dastehen ließ.

Wahrscheinlich wissen viele nicht, wie es sich anfühlt, einen Geschwisterteil nicht als solchen wahrnehmen zu können oder zu wollen. Man fühlt sich leerer, als man schon ist, als würde etwas im Leben

einfach verloren und unauffindbar sein. Das fühlte Andreas sekundlich und anstatt dem Problem auf den Grund zu gehen, beschuldigte er Konrad. Er verabscheute ihn dafür. Alles Schlechte in Andreas' Leben war seines Bruders Schuld. Bloß wusste Konrad nichts davon.

Nachdem auch die letzte Spraydose verbraucht worden war, begab sich Andreas gleich nach Hause. Dort barrikierte er die Tür, schaltete seine Metal-Playlist ein und vergaß die Welt. So hatte er es auch an jenem Tag vorgehabt. Doch bevor er es schaffte, die Zimmertür zu schließen, kam Konrad herein. „Du warst in der letzten Stunde nicht mehr da. Professor Center hat mir einen Zettel mitgegeben.“ „Mhm“, ertönte es aus Andreas als Antwort. Er fand, dass Konrad ein „Danke“, oder jegliche andere Antwort nicht wert sei.

Sein Bruder streckte das Arbeitsblatt vor. Konrads Hoffnung auf eine gute Bruderschaft war mit den Jahren verblasst. Er verstand seinen Bruder nicht. Jedoch musste er einsehen, dass er es auch nicht wirklich versuchte.

Konrad atmete tief durch und fragte: „Na, wie war der Test so?“ „Du warst doch dabei“, antwortete Andreas nach einer Pause. Wahrscheinlich wollte er damit andeuten, dass er beschäftigt sei und kein Interesse verspürte, mit seinem Bruder zu reden. „Ja, aber ich meine für dich.“ „Ja, aber ich meine für dich“, öffnete Andreas Konrad nach. Konrad senkte den Kopf und blieb eine Weile so stehen. „Ist noch was?“, fragte Andreas. „Wieso bist du eigentlich so?“ Konrad erhob schnell den Kopf. Das wollte er nicht laut sagen. „Wie bitte?“ Andreas' Sessel rutschte zurück und sein lang gezogener Körper richtete sich auf.

„Rede doch mit mir. Rede!“, brach es aus Konrad heraus. Er erschrak wieder, aber konnte sich nicht mehr aufhalten. Der Drang war viel zu groß.

„Reden? Es gibt nichts, was wir besprechen können, alles wurde schon gesagt!“

„Eben nicht! Nichts wurde gesagt. Du behältst alles in dir. Wir sind Geschwister, aber mir sind deine Gedanken komplett fremd. Verdammst! Ich kann sie nicht lesen und du kannst sie einfach nicht laut aussprechen. Was gefällt dir denn nicht?!“

„Geschwister? Ich muss dein Bruder sein, das heißt noch lange nicht, dass ich es sein möchte! Du checkst ja überhaupt nichts. SCHEISSE! Du willst meine Gedanken? Ich würde dich am liebsten gar nicht kennen und dich nicht sehen müssen! Ich hasse dich!“

Stille. Für Andreas waren diese Worte nichts Neues, nichts Erschreckendes, nichts, wofür er sich schämen und schon gar nicht entschuldigen wollte. Dieser Dialog fand in ihm schon etliche Mal statt, bloß dass er dieses Mal eine viel beruhigendere Wirkung verspürte, denn er hatte es endlich laut gesagt. Nicht um Mitternacht, weil er wieder vor Wut nicht einschlafen konnte. Nein. Es war tagsüber. Es war hell. Er war nicht allein.

„Ich wusste nicht, dass du so über uns denkst. Ich dachte, dass wir trotzdem ein Herz und eine Seele sind. Vielleicht auf komplett verschiedenen Wellenlängen, aber ...“ Konrad konnte nichts mehr sagen. Er spürte einen Kloß in sich heranwachsen, versuchte, ihn runterzuschlucken, doch vergebens. Die Situation war für ihn ungewohnt. Meistens wusste er ganz genau, was er sagen wollte. Jedes einzelne Wort. Er hatte immer alles vorgeplant, stand immer vorbereitet im Mittelpunkt und war immer sicher in dem, was er tat. Doch nicht heute. Nein. Heute musste er spontan handeln.

Konrad begann, sich langsam zu seinem Bruder hinzubewegen. Ein Schritt nach dem anderen. Als wäre er ein kleines Kind, welches erst vor Kurzem das Gehen erlernt hatte. Ein Schritt nach dem anderen. Er war ruhig, atmete tief ein und aus. Andreas bewegte sich nicht. Er ging noch einmal alles, was er gerade gesagt hatte, durch. Ob er auch ja kein wichtiges Detail ausgelassen hatte. Das war sein goldener Moment. Der Moment der Wahrheit. Er sah seinen Bruder endlich als Verlierer an. Endlich.

Konrad blieb nur ein paar Zentimeter vor Andreas stehen. Stille. Nur das tiefe Ein- und Ausatmen war zu hören.

Andreas setzte ein leicht schiefes Lächeln auf. „Dieses verdammte Lächeln“, dachte sich Konrad. „Ich hasse dieses Lächeln. Ich hasse diesen Menschen.“ Ihn schauderte es. Noch nie hatte er so etwas gedacht, schon gar nicht über seinen eigenen Bruder. Doch er verdrängte den Gedanken nicht. „Ich hasse ihn.“

Mit diesen Worten riss etwas in Konrad. Eine Sicherung brannte durch. Er sprang auf Andreas und begann ihn zu verprügeln. Er hörte nichts, er sah nichts, er schlug einfach zu. Eine Armbewegung nach der anderen. Sie landeten beide auf dem Boden. Der Sessel fiel um. Eine Armbewegung nach der anderen. Bis Andreas sich nicht mehr bewegte.

An diesem Tag stürmte es und dichter Nebel störte die Autofahrer auf den Straßen. Konrad wurde um 18:47 abgeführt. Natürlich waren die Eltern am Boden zerstört. Sie dachten an ihren Sohn. Den armen Sohn. Er ist doch nicht fähig, so etwas zu tun, der arme Sohn. Er wurde anders erzogen.

„Ist Andreas nicht stärker als ich? Wieso hat er mich nicht aufgehalten? Wieso hat er das zugelassen?“ Konrad brauchte Antworten. Doch leider konnte er Andreas nicht mehr fragen. Er konnte mit ihm nie (wieder) darüber reden.

Kooperierende Schulen 2017

Akademisches Gymnasium, 1010 Wien
GRg1 Stubenbastei, 1010 Wien
BORG für Musik und Kunst, Hegelgasse 12, 1010 Wien
Rg 1 „Lise Meitner Realgymnasium“, 1010 Wien
NMS Renngasse, 1010 Wien
ORg I Hegelgasse 14, 1010 Wien
Schauspielschule Krauss, 1010 Wien
Privates Schottengymnasium Wien, 1010 Wien
Vienna Business School, 1010 Wien
Rg2 Vereinsgasse, 1020 Wien
GRg 2 Zirkusgasse, 1020 Wien
Lauder Chabad Campus, 1020 Wien
Sigmund-Freud-Gymnasium, 1020 Wien
GRg 2 „Sperlgymnasium“, 1020 Wien
Vienna Business School, 1020 Wien
Zwi Perez Chajes Schule der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, 1020 Wien
ORg 3 Landstraße, 1030 Wien
Rg 3 Radetzkystraße, 1030 Wien
GRg 3 Kundmangasse, 1030 Wien
Höhere Internatsschule des Bundes, Boerhaavegasse, 1030 Wien
ORg Komenský, 1030 Wien
pG 3 „Sacré-Coeur Wien“, 1030 Wien
Schulzentrum Ungargasse, 1030 Wien
BRg 4 Waltergasse, 1040 Wien
pGRg 4 „Theresianum“, 1040 Wien
Sir Karl Popper Schule am Wiedner Gymnasium, 1040 Wien
BRg Haydngymnasium, 1050 Wien
Bs für Verwaltungsberufe, 1050 Wien
HAK Margareten – Schulen des bfi, 1050 Wien
HTL Spengergasse, 1050 Wien
GRg 5 Rainergymnasium, 1050 Wien
GRg 6 Rahlgasse, 1060 Wien
GRg 6 Amerlinggymnasium, 1060 Wien
GRg 6 Marchettigasse, 1060 Wien
Berufsschule Mollardgasse/Elektro-und Veranstaltungstechnik, 1060 Wien

Berufsschule Mollardgasse/Informationstechnik, 1060 Wien
Berufsschule Mollardgasse/Metall, Glasbau, Techn. Zeichner, 1060 Wien
Berufsschule Mollardgasse/Sanitär-, Heizung-, Klimatechnik, 1060 Wien
pNMS St. Marien, 1060 Wien
WMS Loquaiplatz, 1060 Wien
Bildungszentrum Kenyongasse Mater Salvatoris, 1070 Wien
GRg 7 Kandlgasse, 1070 Wien
Maturaschule Dr. Roland, 1070 Wien
Musikgymnasium, 1070 Wien
BRg 8 Albertgasse, 1080 Wien
pG 8 „Piaristengymnasium“, 1080 Wien
VBS, Hamerlingplatz, 1080 Wien
VBS, Schönborngasse, 1080 Wien
BG 9 Wasagasse, 1080 Wien
BRg 9 Erich Fried Realgymnasium, 1090 Wien
HLMW 9 Michelbeuern, 1090 Wien
KMSI Glasergasse, 1090 Wien
Lycée Français, 1090 Wien
GRg Ettenreichgasse, 1100 Wien
GRg 10 Pichelmayergasse, 1100 Wien
GRg 10 Laaerberg, 1100 Wien
Neulandschule Laaerberg, 1100 Wien
Evangelisches Gymnasium, 1110 Wien
GRg 11 Geringergasse, 1110 Wien
GRg 11 Gottschalkgasse, 1110 Wien
KMS Hasleitengasse, 1110 Wien
BG/BRg 12 Rosagasse, 1120 Wien
GRg 12 Erlgasse, 1120 Wien
IBC Hetzendorf, 1120 Wien
Modeschule Hetzendorf, 1120 Wien
NMS Singrienergasse, 1120 Wien
GRg 13 Fichtnergasse, 1130 Wien
GRg 13 Wenzgasse, 1130 Wien
HTLW 13 1130 Wien
pGRg 13 Schlossberggasse, 1130 Wien
GRg 14 Goethegymnasium, 1140 Wien
GRg 14 Linzerstraße, 1140 Wien

Höhere Graphische Bundes-, Lehr- und Versuchsanstalt, 1140 Wien
W@lz Wiener Lernzentrum, 1140 Wien
Berufsschule CCG, 1150 Wien
Berufsschule für Handel und Reisen, 1150 Wien
GRg/ORG Henriettenplatz, 1150 Wien
Fachschule für Mode der Stadt Wien, 1150 Wien
IRGW, 1150 Wien
Schulzentrum Friesgasse, 1150 Wien
BRg Schuhmeierplatz, 1160 Wien
Mode- und Kunstschule Herbststraße, 1160 Wien
HTL Ottakring, 1160 Wien
KMS Grundsteingasse, 1160 Wien
NMS Kopp 1, 1160 Wien
GRg 16 Maroltingergasse, 1160 Wien
Bundesschulen Kalvarienberg, 1170 Wien
College 17, Redtenbachergasse, 1170 Wien
GRg 17 Hernalser Gymnasium, 1170 Wien
GRg 17 Parhamerplatz, 1170 Wien
HBLVA 17 für chemische Industrie, 1170 Wien
KMS Geblergasse, 1170 Wien
Albertus Magnus Gymnasium, 1180 Wien
G 18 Klostersgasse, 1180 Wien
GRg 18 Schopenhauerstraße, 1180 Wien
GWiku 18 Haizingergasse, 1180 Wien
Rudolf Steiner Schule Pötzleinsdorf, 1180 Wien
GRg Billrothstraße 26, 1190 Wien
GRg Billrothstraße 73, 1190 Wien
Rg 19 Krottenbachstraße, 1190 Wien
G 19 Gymnasiumstraße, 1190 Wien
HLW 19, 1190 Wien
Modul, 1190 Wien
Neulandschule Grinzing, 1190 Wien
pGRg Hofzeile, 1190 Wien
GRg 21 Bertha von Suttner – Schulschiff, 1210 Wien
BR/BRg/BORG Ella Lingens Gymnasium, 1210 Wien
Schulverein De La Salle Wien Strebersdorf, 1210 Wien

GRg 21 Franklinstraße, 1210 Wien
GRg 21 Ödenburgerstraße, 1210 Wien
VBS HAK/HAS Floridsdorf, 1210 Wien
AHS Heustadlgasse, 1220 Wien
BG/BRg 22 Theodor-Kramer-Straße, 1220 Wien
BHAK/BHAS, Business Academy Donaustadt, 1220 Wien
GRg 22 Polgargymnasium, 1220 Wien
Evang. Rg Donaustadt, 1220 Wien
Hertha Firnberg Schulen, 1220 Wien
HTL Donaustadt, 1220 Wien
WMS/Rg/ORG Anton-Krieger-Gasse, 1230 Wien
GRg 23, Alterlaa, 1230 Wien
GRg Draschestraße, 1230 Wien
Kollegium Kalksburg, 1230 Wien
NMS Sta. Christiana, 1230 Wien
AHS/ORg Sta. Ursula, 1230 Wien
BG/BRg Stockerau, 2000 Stockerau
BORg Mistelbach, 2130 Mistelbach
Konrad Lorenz Gymnasium, 2230 Gänserndorf
BG/BRg Schwechat, 2320 Schwechat
BG Bachgasse, 2340 Mödling
Höhere Lehranstalt für Produktmanagement und Präsentation, 2340 Mödling
HTL Mödling, 2340 Mödling
BG/BRg Purkersdorf, 3002 Purkersdorf
Wienerwaldgymnasium, 3013 Tullnerbach
Stiftsgymnasium, 3353 Seitenstetten
Gymnasium St. Ursula, 5060 Salzburg
BORg Innsbruck, 6020 Innsbruck
Meinhardinum Stams, 6422 Stams
HTLBLUVA Pinkafeld, 7423 Pinkafeld
HTBLVA Ortweinschule, 8010 Graz
BORg Dreierschützengasse, 8020 Graz
GRg Leibnitz, 8430 Leibnitz
HAK1, 9020 Klagenfurt
Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, 9020 Klagenfurt

Eingereichte Texte insgesamt: ca. 300

Danksagung

Wir danken allen, die uns beim Literaturwettbewerb **TEXTE. Preis für junge Literatur 2017** unterstützt haben, insbesondere unseren Sponsoren und Förderern. Großer Dank gilt den Mitgliedern der Jury, Judith Fischer, Erwin Greiner, Eva Holzmann, Barbara Mader, Karin Ivancsics, Anna Marboe, Hanno Millesi, Petra Morzé, Vanja Radenovic und Peter Paul Wildner, die die vielen eingereichten Texte mit außerordentlicher Sorgfalt und nach langen Diskussionen beurteilt haben. Unser besonderer Dank gilt den Schriftstellerinnen und Schriftstellern Clemens Berger, Daniela Emminger, Franzobel, Karin Macke, Radek Knapp und Barbara Glück für die spannende Gestaltung der Workshops. Den Schauspielerinnen und Schauspielern Tobias Artner, Josephine Bloéb, Mercedes Echerer, Michou Friesz, Alexandra Henkel, Daniel Jesch, Dietmar König, Sona MacDonald, Petra Morzé, Gerald Pichowetz und Hubert Wolf danken wir für den Enthusiasmus, mit dem sie sich der Texte der jungen Leute angenommen haben, Barbara Gerstbach für die unvergessliche, in Gebärdensprache gedolmetschte Lesung, Petra Morzé auch für ihre mitreißende Moderation des Finales im Kasino des Burgtheaters und den Musikerinnen und Musikern der Bands „Vanessa & Paul“, „David & Fuli“ sowie der Schulband Haizingergasse, der Schulchöre Franklinstraße und Bernoulligymnasium, des Petrichors und „Signes Voices“, der Musikschule Margareten und „Flöte zum Querdrat“. Wir bedanken uns bei den Mitgliedern des Vorstands für die Unterstützung und beim hoch motivierten Team für die professionelle Durchführung des Wettbewerbs.

Ganz herzlich danken wir unseren Partnern, die **TEXTE. Preis für junge Literatur 2017** erst ermöglicht haben (in alphabetischer Reihenfolge), und den unterstützenden Wiener Bezirken:

Buchhandlung Aichinger, Bernhard & Comp.	Stadtschulrat für Wien
Bücherstube Joachim Baumann	Vöslauer
Bundeskanzleramt	Webster University
Burgtheater	Wien Kultur
Constantia Industries AG	WKO
Generali Gruppe	Zukunftsfonds der Republik Österreich
Im Wind	1., Innere Stadt
Industriellenvereinigung	3., Landstraße
Kultur Niederösterreich	4., Wieden
Kulturverein Liebenswertes Hernals	5., Margareten
Kurier	7., Neubau
Land Salzburg	8., Josefstadt
Landesschulrat Burgenland	10., Favoriten
Landesschulrat Kärnten	11., Simmering
Landesschulrat Oberösterreich	12., Meidling
Landesschulrat Tirol	13., Hietzing
Landesschulrat Salzburg	14., Penzing
Lhotzkys Literaturbuffet	15., Fünfhaus
Literaturmuseum Wien	16., Ottakring
OMV	17., Hernals
Raiffeisen Bank International	18., Währing
Sattler	19., Döbling
Schwarzes Kameel	20., Brigittenau
Schweizer Botschaft	21., Floridsdorf
Schauspielhaus Zürich	22., Donaustadt

Schließlich gilt unser ganz besonderer Dank wie jedes Jahr dem unermüdlichen Karl Blüml, aufgrund dessen Initiative diese Broschüre auch heuer wieder ermöglicht wurde, und dem Stadtschulrat für Wien für die Unterstützung bei der Umsetzung.

Informationen zu **TEXTE. Preis für junge Literatur:**

www.texte.wien





TEXTE

Preis für junge Literatur

Rund dreihundert Einreichungen bildeten das Fundament für den Erfolg von **TEXTE. Preis für junge Literatur 2017**, der alle Erwartungen übertraf. Vom Verein „Literarische Bühnen Wien“ produziert und veranstaltet, hat der von Christoph Braendle geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren im Laufe weniger Jahre einen internationalen Status erreicht, der belegt, wie notwendig diese Plattform ist.

Das Thema 2017 lautete:

Hals über Kopf

Eine Fachjury kürte den wunderschönen Siegertext
„Neuland“ von Julia Lückl.

Die zwanzig besten Texte 2017 stammen aus der Feder von:

Julia Lückl	Lea Dalfen	Elsa Kühnel
Pauline Tagwerker	Nora Hofmann	Pia Feiel
Veronika Hantschel	Georg Maske	Pia Oberbacher
Bea Schmiedl	Slavica Rajic	Helene Rauch
Antonia Hotter	Jonathan Otte	Christlane Barros da Silva
Helene Kratky	Stefanie Hauser	Olga Yurkevich
Flora Greiger	Otto Marks	